

## REZENSIONEN

### Fokus Zeitgeschichte – Flensburg

Eigentlich waren sechs Bände der *Flensburger Beiträge zur Zeitgeschichte* geplant. Doch nach einer anfänglichen Euphorie der Flensburger Ratsversammlung, die 1995 die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit der Fördestadt beschloss, ebte das Interesse für die NS-Geschichte wieder ab, und Geldmangel trat in den Vordergrund.

„Jedes Jahr war es ein Kampf um die Mittel“, berichtet Stadtarchivar Broder Schwensen, dem es immerhin gelang, in Zusammenarbeit mit der Universität Flensburg seit 1996 fünf Bände in Folge herauszugeben. Mit dem fünften Band, der im Jahre 2000 erschien, wurde die Reihe vorzeitig abgeschlossen.

Band 1 bis 3 (besprochen in den *ISHZ* 38, S. 117ff.) beschäftigen sich mit Verfolgung und Ausgrenzung 1933 bis 1945. Hier sollen nun die beiden letzten Bände der Reihe vorgestellt werden. Wieder handelt es sich um Aufsatzsammlungen. Während es in Band 4 unter dem Titel *Zwischen Konsens und Kritik* um verschiedene Aspekte des kulturellen Lebens während der NS-Zeit geht, werden in Band 5 das Kriegsende und die ersten Jahre der Nachkriegszeit in Flensburg untersucht.

Wie trugen bestimmte Feiern, Kirche, Schule und Theater sowie Kino zur Durchsetzung nationalsozialistischer Ideologien bei, wieweit konnte der NS-Staat in die Institutionen und das tägliche Leben der Menschen eindringen? Erschreckend weit – das geht aus den verschiedenen Beiträgen hervor.

Beklemmend bereits der einleitende Aufsatz von Peter Wulf über das NS-„Feierjahr“, bei dem – wie überall in Deutschland – auch in Flensburg die Feiertage kurz nach 1933 nach der Ideologie der Herrscher ausgerichtet oder neue Feiertage – wie der „Führergeburtstag“ – eingeführt wurden.

Wulfs Artikel liefert am Beispiel Flensburgs einen Überblick darüber, welch großen Raum die oft als Massenfeste abgehaltenen NS-Feste einnahmen. Bei deren subtiler Inszenierung half auch die neue Technik: Beim „Tag der Neugründung der NDSAP“ am 24. Februar 1935 wurde Hitlers Rede aus München erstmals live in das Deutsche Haus übertragen, in dem ein wahrer Hitler-Kult abgehalten wurde, und am Maifeiertag des gleichen Jahres – bald umbenannt in „Nationaler Feiertag des deutschen Volkes“ – strömten die Flensburger zur Exe, um sich wiederum eine Übertragung von Hitlers Rede anzuhören. Besonders die Fotos der Menschaufläufe und Paraden durch Innenstadt und auf der Friesischen Höhe machen anschaulich, wie die Massen sich auch in Flensburg freudig mitreißen ließen.

Die entscheidende Frage allerdings, ob dafür „allgemeine Schaulust oder Zustimmung zu den politischen Inhalten maßgeblich waren“, lässt Peter Wulf abschließend offen im Raum stehen. Wulf hat als Quellen, Flensburg betreffend, ausschließlich Zeitungsartikel benutzt und hätte auf einer breiteren Quellenbasis – möglicherweise in Form

von Tagebüchern oder Erinnerungen – der Beantwortung der selbst gestellten Frage vielleicht näher kommen können.

Broder Schwensen beschäftigt sich in einem kurzen Beitrag mit der Verleihung von Ehrenbürger-Rechten durch die Nationalsozialisten von 1937 bis 1940, dem Zeitpunkt, als solche Ehrungen per Führerentscheid unterbunden wurden. Es fehlt wiederum eine Bewertung der Geschehnisse.

Schwer einzuordnen bleibt auch Klauspeter Reumanns lange Darstellung über „Das Kirchliche Leben in Flensburg“ während der NS-Herrschaft. Reumanns Verdienst ist es sicherlich, eine detaillierte Sammlung von Informationen zu liefern, die allerdings aus staubtrockenem Stoff besteht, der keine großen Perspektiven eröffnet. Reumann schildert ein Annähern und die anschließende Distanzierung der verschiedenen kirchlichen Strömungen – von Deutschen Christen bis Bekennende Kirche – von den Machthabern. Die Ausführungen schließen ohne ein Fazit, und es dürfte Kennern der Kirchengeschichte vorbehalten sein, die Flensburger Vorgänge bewerten zu können.

Dagegen stellt Hans-Joachim Langbehn's gründlicher Abriss über die nationalsozialistische Beeinflussung der Goethe-Schule (1933–1945 Adolf-Hitler-Schule) eine runde Sache dar. Langbehn setzt sich mit der These einer früheren Untersuchung über das Flensburger Alte Gymnasium (Monika Weichert von Hassel, *Gymnasium und Politik*, Flensburg 1980) auseinander, die Jugend sei „nicht durch die Schule für den Nationalsozialismus gewonnen worden“. Auf Basis von Schülerauf-sätzen und Schulberichten teilt er die

NS-Zeit in drei Phasen ein: in eine erste Umbruchsphase 1933–34, in der Nazi-Ideologie und -Rituale mit Macht an der Schule eingeführt wurden, in eine Normalisierungsphase ab 1935, in der es eine „gewisse Abkehr von den offen nationalsozialistischen Lesestoffen und Aufsatzthemen“ gegeben habe, und als drittes in die Kriegsphase ab 1939, in der die Schule wieder „ihren aktiven Beitrag als Teil der Heimatfront“ leistete, die NS-Ideologie beibehielt und die Schüler immer früher in den Krieg entließ. Auch der vollständigen Wiedereinstellung des gesamten Lehrkörpers nach dem Kriege widmet Langbehn einen Abschnitt. Dem selbstkritischen Umgang mit der Diktatur sei „kaum eine Bedeutung beigemessen“ worden, schreibt er (S. 152). Kleines Manko: Trotz recht eindeutiger Untersuchungsergebnisse widerspricht Langbehn am Ende der zu widerlegenden Eingangsthe-se nicht explizit, sondern überlässt eine abschließende Beurteilung unnötigerweise dem Leser.

Weit weniger Zündstoff enthält die Untersuchung Klaus Düllmanns zum Flensburger Grenzlandtheater – dem späteren Landestheater –, in der die Stücke auf ihren NS-Gehalt hin untersucht werden. Parallel zur ideologischen Entwicklung in der Schule geht auch der Anteil „rechten Theaters“ – übrigens in Flensburg wegen des Grenzkampfes noch stärker vertreten als im Reichsdurchschnitt – nach 1935 zurück, bis es in der Kriegsphase eher um schlichte Unterhaltung zur Ablenkung von der täglichen Not geht.

Thomas Mahner, der über „Kino in Flensburg“ schreibt, kommt zu ähnlichen Ergebnissen. Interessant die Viel-

zahl der Kinos und, besonders nach 1939, der massenhafte Zustrom des Publikums, wie man ihn sich für das heutige Flensburg kaum noch vorstellen könnte.

Auch Flensburger Vereine und Vereinigungen wurden untersucht. Gleich drei Autoren – Gunnar Asmussen, Mohammad Ali Shahilli und Broder Schwensen – stellen den Tannenbergbund als Beispiel einer für die Zeit typischen rechtsextremen Splittergruppe dar. Auf Basis von Polizeiberichten wird das Wirken des Bundes, der Vorträge vorwiegend in der Landschaft Angeln organisierte, bis zu seinem endlichen Verbot durch die Nationalsozialisten nachvollzogen. „Abstrusen Gedankenmüll“ und „irrwitzige Argumentationsreihen“ ohne Gegenrede und Proteste habe der revisionistische Bund verbreitet, der am Ende zu sehr in Widerspruch zur NSDAP geriet.

Maika Hanf schildert unter dem Titel „Flensburgs bürgerliche Frauenvereine zwischen Kooperation und Konfrontation“ anhand von im Stadtarchiv erhaltenen Briefen die Enttäuschung des Flensburger Hausfrauenbundes darüber, gleichgeschaltet und letztlich 1936 verboten zu werden. Der Vorgang ist wiederum beispielhaft für ähnliche Entwicklungen in ganz Deutschland. Eindeutig hier, dass zumindest die Vorsitzende, Clothilde Tramsen, eine warme Anhängerin der NS-Bewegung war – und trotzdem die Auflösung des Bundes nicht verhindern konnte.

Wenig Überraschendes dagegen enthalten zwei Beiträge zur dänischen Bewegung in Flensburg. In seinem Artikel „Kulturelles Leben der dänischen Minderheit“ geht Lars Henningsen, Archi-

var an der Dänischen Zentralbibliothek, auf die ausführlich in dänischsprachiger Forschung behandelte Zeit „im Schatten des Hakenkreuzes“ ein. Dänisches Theater zeichnete sich durch seine Selbstzensur aus, dänische Vereine entfalteten sich weitgehend ungestört, und selbst nach Kriegsbeginn und Invasion Dänemarks blieb die Minderheit loyal. Die Vereine „arbeiteten ruhig weiter“ (S. 263), so Henningsen, der das wenig couragierte Verhalten der Minderheit schließlich damit erklärt, sich „in der Situation von Geiseln“ (S. 268) befunden zu haben.

Rene Rasmussen befasst sich – einmal mehr – mit der Rolle der Minderheits-Zeitung *Flensburg Avis*, die zwischen 1933 und 1945 „als einzige Zeitung in ganz Deutschland der totalen Gleichschaltung entgangen“ war (S. 270). *Flensburg Avis* schaffte es, durch Selbstzensur weiter zu existieren; auch hier keine bahnbrechenden Neuigkeiten der Darstellung. Beide Aufsätze sind höchstens darin neu, dass sie auf deutsch erschienen sind und ein nüchteres und kaum schmeichelhaftes – weil fast völlig angepasstes – Bild der dänischen Bewegung abgeben.

Gegen Ende des vierten Bandes folgen noch zwei Darstellungen einzelner Schicksale: Ulrich Schulte-Wülwer stellt das spannende Schicksal des Flensburger Karikaturisten Herbert Marxen vor, der erst systemkritisch, dann angepasst zeichnet und einige Jahre nach dem Krieg verbittert stirbt. Wülwer räumt ein, dass es sich um eine Literatuarbeit handelt.

Gerhard Paul beschäftigt sich mit dem sozialistischen illegalen Treiben im Café Waldheim in Harrislee bei Flens-

burg. Der Artikel hätte eher zum Thema Widerstand (Band 1) als zum Thema Kultur gepasst – und faktisch hat Paul in Band 1 der Reihe (S. 111 und 116) schon Wesentliches zum Café vorweggenommen.

Band 4 schließt mit Martin Klatts kurzer Darstellung der „Anna-Gruppe“, einer Zusammenkunft kritischer Geschäftsleute, über die allerdings nur wenige Quellen vorliegen.

Auch der fünfte Band liefert eine breite Themenpalette. Hier geht es um die letzten Kriegstage und frühe Nachkriegszeit in Flensburg. Als eine Art „Leserservice“ können die ersten vier Beiträge angesehen werden: Broder Schwensen bringt einen Abdruck aus der Flensburger Stadtchronik vom Mai 1945, der als Zeitzeugnis das Staunen des Stadtschreibers über das Kriegsende zum Ausdruck bringt. Ebenso ist Peter Wulfs zusammenfassender Beitrag über die Besetzung Schleswig-Holsteins und Flensburgs als reine Literaturarbeit vor allem zum Nachschlagen geeignet. Und die letzten Redebeiträge des Reichssenders Flensburg, die von Gerhard Paul im Wortlaut vorgestellt werden, haben trotz ihrer Interpretation durch den Autor allenfalls dokumentarischen Charakter. Schließlich stellt Herbert Kraus die Dönitz-Regierung in Flensburg vor – sicherlich ein Artikel, der in einem solchen Band nicht fehlen darf, doch inhaltlich kaum Neues bringt.

Auf Seite 106 des fünften Bandes geht es dann erstmals zum eigentlichen Thema. Christine Neumanns Beitrag zur „Flensburger Jugend 1945 und in der unmittelbaren Nachkriegszeit“ ist als Zusammenfassung ihrer Examensarbeit als Originalforschung anzusehen. Die

Autorin schreibt fesselnd über die Unsicherheit der Jugendlichen noch bis zur Ankunft der alliierten Truppen, ob die selbstvernichtende Aktion „Werwolf“, der Straßenkampf gegen die Besatzer, nicht doch gestartet werden sollte. Anhand von mündlichen und schriftlichen Erinnerungsberichten gibt sie ebenso die Stimmung in Flensburg während des Bombenangriffes Anfang Mai 1945, während der Kapitulation und danach, beim Organisieren, Herumlungern und im verbotenen Kontakt mit den Alliierten wieder. Die Jugendlichen waren verwirrt, das bisher vermittelte Weltbild „konnte nicht falsch gewesen sein“, heißt es in einer Erinnerung (S. 117), und Bekanntmachungen über Auschwitz wurden für Lügen gehalten. Die Jugendlichen, deren Lebensinhalt – der Einsatz für Hitler und das Deutsche Reich – plötzlich entfallen war, wurden nun „auf sich selbst zurückgeworfen und den persönlichen Kampf um Nahrung und Wohnraum“, zieht die Autorin ihr Fazit.

Im folgenden Beitrag untersucht Stephan Linck den Zusammenhang zwischen „Displaced Persons“ – ausländischen Zwangsarbeitern, KZ-Häftlingen und Kriegsgefangenen, die nach Flensburg verschleppt wurden und nach dem Krieg dort blieben – und Kriminalität bzw. Kriminalitätsbekämpfung. Wohl gab es im ersten Nachkriegsjahr „Displaced Persons“, die „in einer ausgesprochenen Brutalität Schwerstverbrechen begingen“, doch weist Linck auch darauf hin, dass das Feindbild vom kriminellen Fremden, der sich für erlittenes Unrecht rächen will, in den Folgejahren hauptsächlich durch gezielte Polizeiaktionen gegen diese und Medienberichte darüber aufrecht erhalten wur-

de. Die Schwerkriminalität in Flensburg ging laut Linck schon 1947 wieder auf Vorkriegsniveau zurück, Zahlen legt er jedoch leider nur für 1945/46 vor.

Gab es 1945 etwa 7.000 der ausländischen „Displaced Persons“ in Flensburg, so strömte gleichzeitig die vielfache Anzahl deutscher Flüchtlinge, nämlich 41.000, in die Stadt. Flensburgs Einwohnerzahl stieg dadurch um 66 % an, die Stadt wurde zur Großstadt und platzte aus allen Nähten.

Uwe Carstens schildert in seinem Beitrag das beengte und elende Leben in den verschiedenen Flüchtlingslagern, die vergeblichen städtischen Bemühungen um Umsiedlung und Abriss von Lagern sowie das zunächst schlechte Verhältnis zwischen Flüchtlingen und Flensburger Bevölkerung, das sich allmählich besserte. Letztlich löste sich das Flüchtlingsproblem von selbst, indem die Neubürger lückenlos integriert und auch statistisch ab 1955 nicht mehr geführt wurden. Insgesamt stellt Carstens diesen wichtigen Teil Flensburger Geschichte meines Wissens erstmals ausführlich und anschaulich zusammenhängend dar.

Erhardt Timm schildert in einem kurzen Beitrag die Bedeutung des Flensburger Schwarzmarktes, der mit der Währungsreform verschwand und bis dahin behördlicherseits nicht in den Griff zu bekommen war.

Ausführlich stellt Matthias Scharl die verschiedenen Aspekte des Flensburger Kulturlebens in der Nachkriegszeit vor. Über Theater, Kino, Konzerte, Museen und Bibliotheken geht Scharl das gesamte kulturelle Spektrum auf Basis reichlichen Literatur- und Quellenmaterials (Stadtchronik, Zeitungs-

und Verwaltungsberichte) durch. Damit schafft er ein detailliertes, grundlegendes Nachschlage- und Überblickswerk, das ohne pointierte Schlussfolgerung und bezeichnenderweise ohne Fazit auskommt. Scharl schildert die Kulturbegeisterung im Kino, Theater und Konzert – bis zur Währungsreform, als der Rausch vorbei war. Auch die Buchausleihzahlen gingen nach 1948 zurück, hier allerdings wegen des durch Entnazifizierung und Knappheit schwindenden Bestandes.

Zwei weitere Beiträge des Bandes sind gemeinsam zu betrachten. Während es so scheint, als habe Peter Wulf in seinem Aufsatz über „Nationale Stereotypen auf deutscher Seite“ des Grenzgebietes damit zu kämpfen, etwas Sinnvolles zu schreiben, trifft Martin Klatt in seinem Artikel über die dänische Minderheit und „ihr Bild vom Deutschen“ direkt in eine Wunde der Flensburger Dänen, die anscheinend auch heute noch schmerzt.

Wulf hat ausgesprochene Probleme, zum Thema zu kommen. Verständlicherweise, denn m. E. macht es in diesem Zusammenhang keinen Sinn, „Stereotypen“ (also Argumentationsmuster) losgelöst von den tatsächlichen antidänischen Äußerungen, Begebenheiten und Rahmenbedingungen des wieder aufflammenden Grenzkampfes untersuchen zu wollen. Diese wurden allerdings bereits detailliert abgehandelt und „sollen hier nicht wiederholt werden“, sagt der Autor (S. 269) – und entzieht seinem Beitrag damit jegliche sinnvolle Grundlage.

Anders der Beitrag von Martin Klatt. Hinter dem harmlos klingenden Titel „Ein schleswigisches Volk“ verbirgt sich

die wohlbegründete Feststellung, dass die dänische Minderheit nach 1945 Angst vor „Überfremdung“ durch die Flüchtlinge in der Stadt gehabt habe. Gab es bisher eine klare Abgrenzung der Minderheit von der deutschen Mehrheit, so zeigt Klatt auf, dass die neuen Feinde jetzt die zugewanderten „wahren Deutschen“ aus Preußen waren, während die regionale „Schleswiger“ Bevölkerung – egal ob deutsch oder dänisch – angeblich schon immer friedlich zusammengelebt hätte. Hintergrund der 180-Grad-Drehung: Die dänische Minderheit bemühte sich laut Klatt erfolgreich, mit dem Preußen-Feindbild neue Mitglieder für die Minderheit zu werben. Der Aufsatz gipfelt in der Interpretation, die Argumente der dänischen Minderheit seien „rassistisch“ gewesen.

Klatt wiederholte diese kritischen und neuen Feststellungen im Frühjahr 2001 im Zusammenhang mit der Herausgabe seiner Doktorarbeit zum gleichen Thema (*Flygtningene i Sydslesvigs danske bevægelse 1945–55*. Flensburg: Studiefdeling ved Dansk Centralbibliotek i Sydslesvig 2001) und löste so in *Flensborg Avis* eine Debatte darüber aus, ob die dänische Bewegung sich entschuldigen sollte oder nicht. Sachlich widersprochen wurde ihm allerdings kaum.

Wie schon in seinem Aufsatz über die Opfer der Militärjustiz (Bd. 1 der Reihe) geht Gerhard Paul im letzten Beitrag des fünften Bandes wiederum den juristischen Folgen für die NS-Täter nach. Paul schildert die nach seinen Angaben erst seit 1994 dokumentierte gezielte Absetzbewegung von Funktionären aus NSDAP, SS, SA bis

zu KZ-Kommandanten in die letzte Reichshauptstadt, wo diese mit Pässen und Kleidung versorgt wurden und untertauchten. Auf Grundlage bisheriger Literatur trägt er die Namen der Täter zusammen und verfolgt unter Benutzung von Zeitungsartikeln, Gerichtsakten usw. akribisch ihren weiteren Lebensweg. Wahrscheinlich seien „in keiner anderen Stadt Deutschlands“ so viele Verantwortliche und willige Vollstrecker des nationalsozialistischen Mordprogramms untergekommen wie in Flensburg und Umgebung, schreibt Paul (S. 369). Und: „Wer die dramatische Phase der frühen Besatzungszeit überstanden hatte, konnte aufatmen“. Bekanntestes Beispiel ist der Leiter des NS-Euthanasieprogrammes, Prof. Dr. Werner Heyde, der unter dem Namen Dr. Fritz Sawade mit Duldung Flensburger Behörden eine Arztpraxis eröffnete und erst 1959 durch Zufall identifiziert wurde. Alle Unterstützer Heydes wurden freigesprochen, und Paul macht ein „regelrechtes Netzwerk von Helfern in Flensburg und Umgebung“ für den unbeschadeten weiteren Lebensweg vieler NS-Größen verantwortlich. NS-Richter begannen nach einigen Jahren als „nicht belastet“ eine neue Karriere in der Justiz, ehemalige Rassenideologen erhielten eine Professur an der Pädagogischen Hochschule, und an „Judenvernichtungen“ beteiligte Mörder verbrachten nach Haftverbüßung und Begnadigung ihren Lebensabend als Nachbarn im Villenviertel auf der westlichen Höhe Flensburgs. Ein bitteres Kapitel der Flensburger Nachkriegsgeschichte, das wie die NS-Verbrechen selbst nicht vergessen werden durfte und darf.

Die letzten beiden Bände der *Flensburger Beiträge zur Zeitgeschichte* runden die Reihe ab und vervollständigen das Bild des Lebens mit dem und nach dem NS-Regime. Mitherausgeber Broder Schwensen bedauert im Vorwort zum 5. Band, dass wichtige Themen wie Kriegsalltag und Heimatfront, Luftschutz und Luftkrieg, Fronteinsatz, Gefangenschaft und Heimkehr nicht behandelt werden konnten. Dies mag richtig sein, doch ist auch zu bemerken, dass Band 4 und vor allem Band 5 einigen „Füllstoff“ enthält, der längst Bekanntes noch einmal wiedergibt.

Gewichtiger erscheint jedoch auch in den abschließenden Bänden der Reihe

die Menge des neuen, in mühsamer Kleinarbeit zusammengetragenen Stoffes, die die Flensburger Sammlung zur NS-Geschichte zu einer beispielhaften Überblicks-Publikation macht.

**Dirk Thöming**

Flensburger Beiträge zur Zeitgeschichte, herausgegeben vom Stadtarchiv Flensburg in Zusammenarbeit mit dem IZRG Schleswig (Band 4) und der BU Flensburg. Band 4: Zwischen Konsens und Kritik. Facetten kulturellen Lebens in Flensburg 1933–1945. Flensburg 1999. 377 S. Band 5: Lange Schatten. Ende der NS-Diktatur und frühe Nachkriegsjahre in Flensburg. Flensburg 2000. 388 S.

## „Sie haben mir mein Leben verkrüppelt“

Rund zweieinhalb Millionen Menschen aus der Sowjetunion wurden während des Zweiten Weltkriegs nach Deutschland verschleppt. Viele von ihnen gerieten in die Mühlen des nationalsozialistischen Terrorapparates und wurden in Straf- und Konzentrationslagern inhaftiert. Mit über 34.000 Personen bildeten die „Ostarbeiter“ auch im KZ Neuen-gamme die größte Häftlingsgruppe.

Ihnen hat jetzt der Archivar der KZ-Gedenkstätte Neuen-gamme, Herbert Diercks, eine Dokumentation gewidmet. Briefe, schriftliche Berichte und Interviews von insgesamt 69 ehemaligen sowjetischen Häftlingen bilden die Basis des Buches, das ihre Leidenswege vom Beginn des deutschen Überfalls bis zu ihren Nachkriegsschicksalen nachzeichnet.

Alle Aufzeichnungen sind im Laufe der neunziger Jahre entstanden. Sie

stammen damit, so Diercks, von einer „letzten Generation von Verfolgten des NS-Regimes“. Neben Menschen, die als Jugendliche zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert wurden, kommen aber auch einige Angehörige älterer Jahrgänge zu Wort, die als Soldaten der Roten Armee in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten.

Ausgewählt hat Diercks Berichte, die typisch für die Situation in Neuen-gamme sind. In siebzehn thematischen Abschnitten werden sie auszugsweise zitiert. Zur Einordnung der individuellen Schilderungen sind den Kapiteln jeweils kurze inhaltliche Einführungen vorangestellt. Kurze biografische Skizzen der einzelnen Verfolgungsschicksale im Anhang runden die Dokumentation ab.

Die Schilderungen lassen übergreifende wie individuelle Einstellungen

und Erfahrungen erkennen. Erinnern sich einige an die zunächst freudige Begrüßung der Besatzungsmacht durch ukrainische Bauern, so erlebten doch bald alle Terror und Hunger unter den neuen Herrschern. Unter entwürdigenden Umständen wurden sie nach Deutschland transportiert.

Unterschiedlich waren ihre Erlebnisse als Zwangsarbeiter in Deutschland: Tendenziell besser war es in der Landwirtschaft, aber auch in der Industrie wurden unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Freilich überwog die Erfahrung schwerer Arbeit und völlig unzureichender Ernährung. Mehrere Zeitzeugen berichten von Hilfeleistungen durch einzelne Deutsche. Willkürakten von Vorgesetzten oder bäuerlichen Dienstherrn waren sie jedoch schutzlos ausgesetzt: Einen brachte ein Wutanfall seines Bauern über die Niederlage bei Stalingrad ins KZ Neuengamme.

Haltlose Vorwürfe, minimale Vergehen, gelegentlich auch spontane Protestaktionen gegen die unmenschlichen Existenzbedingungen hatten für die jugendlichen Zwangsarbeiter die Inhaftierung im KZ zur Folge. In der Mehrheit erfolgte sie allerdings nach Fluchtversuchen, die die Überlebenden aufgrund der unerträglichen Arbeits- und Lebensbedingungen unternommen hatten.

Nach der demütigenden Einlieferungsprozedur mussten die Häftlinge bald erkennen, dass sie im KZ Neuengamme als „Russen“ die geringsten Überlebenschancen hatten und zu den schwersten und gefährlichsten Arbeiten – etwa in den Tongruben oder bei Blindgänger-Räumkommandos – eingesetzt wurden. Noch die heutigen Erzählungen sind geprägt von der täglichen

Lebensbedrohung; ein häufiges Erzählmotiv bilden die willkürlichen Mordakte ihrer Bewacher (provizierte „Erschießungen auf der Flucht“) oder die Furcht davor, krank zu werden, weil dies fast immer den sicheren Tod bedeutete. Eng begrenzt blieben in der Erinnerung der Überlebenden die Möglichkeiten und die Bereitschaft zur gegenseitigen Hilfe unter den Häftlingen: Es galt um jeden Preis zu überleben, Zusammenschlüsse erfolgten meist nach dem Nationalitätsprinzip. Allerdings finden sich mehrfach Berichte darüber, dass Franzosen, Belgier oder Holländer sowjetischen Häftlingen etwas von ihren Paketsendungen zukommen ließen. Einige der Häftlinge verdanken der lagerinternen Widerstandsorganisation vermutlich ihr Leben, während andere die Existenz eines organisierten Widerstands vehement bestreiten.

Zahlreiche Schilderungen beleuchten schließlich die Situation der Häftlinge in den Außenlagern sowie die chaotischen Umstände und Grausamkeiten während der Evakuierungsmärsche in den letzten Kriegswochen. Flüchtige KZ-Häftlinge erlebten damals Unterstützung durch ausländische Zivilarbeiter und Kriegsgefangene, während viele Deutsche – Volkssturmmänner und Jugendliche – gemeinsam mit der SS Jagd auf sie machten.

Dankenswerterweise ist auch den Nachkriegsschicksalen der Überlebenden ein relativ breiter Raum eingeräumt worden. Körperliche und seelische Verletzungen prägen diese Generation bis heute. Für einige folgte auf Zwangsarbeit und KZ-Haft der Dienst in der Armee oder gar Strafarbeit in Sibirien, viele wurden wegen ihres Aufenthaltes

in Deutschland diskriminiert, fast alle begleitete jahrzehntelang Misstrauen und Vorwürfe, z. T. bis in die Familien hinein. „Sie haben mir mein Leben verkrüppelt“, zieht einer der Überlebenden Restimee.

Das Buch verzichtet auf eine eingehende Analyse der präsentierten Zeitzeugenberichte. Es ist als Lesebuch konzipiert, das den ehemaligen sowjetischen Zwangsarbeiter ein „Denkmal“ setzen möchte. Die eindringlichen und erschütternden Schilderungen der Überlebenden lassen erahnen, was für Leid sie erfahren haben. So erfüllt das Buch gewiss den Wunsch des Herausgebers, einen authentischen Eindruck von der

nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zu vermitteln, und regt interessierte Leserinnen und Leser zur weitergehenden Lektüre an.

Mit der deutschen Version ist zugleich eine russischsprachige Fassung des Buches erschienen.

**Jan Klußmann**

Herbert Diercks (Hg.): Verschleppt nach Deutschland! Jugendliche Häftlinge des KZ Neuengamme aus der Sowjetunion erinnern sich. Hg. im Auftrag des Freundeskreises KZ-Gedenkstätte Neuengamme e.V. und der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Bremen: Edition Temmen 2000. 208 S.

### Perspektiven „von unten“

Die Briefe der Schwestern Bertha und Dora Lexandrowitz (1939–1941)

Wie leichthin lassen sich Sätze über NS-Verfolgte – trotz allen Wissens um die Grausamkeiten des Genozids – dahersagen (oder auch schreiben), die mit der Aussage enden „... und kam in der Shoa um.“ Wie leichtfertig, wie schnell nimmt man dabei mit heutiger Kenntnis eine rückwärtige Betrachtungsperspektive ein. Dabei kann das Wissen um die letzte Konsequenz der NS-Judenpolitik gerade unter denjenigen, die sich nicht rechtzeitig retten konnten, eben nicht vorausgesetzt werden; zu sehr waren sie bis kurz vor der schrecklichen Gewissheit in das undurchschaubare Geschehen verstrickt, von Hoffnungen und Befürchtungen gleichermaßen hin- und hergerissen und durch eigene Bestrebungen wie äußere Bedingungen beherrscht. Allzu schnell wird die Gefahr übersehen, dass eine

„rückwärtige Perspektive“ dem aktuellen Erfahrungshorizont der Zeitgenossen nicht gerecht wird – eine Gefahr, die um so mehr anwachsen kann, je düftiger die Quellenlage ist.

Da die Stimmungen und Erfahrungen derjenigen, die dem NS-Rassenwahn zum Opfer fielen, nur selten festgehalten und überliefert werden konnten, stellen die 25 Briefe und 14 Postkarten der Lübecker Schwestern Bertha und Dora Lexandrowitz, die Abraham Domb-Dotan im Nachlass seiner Mutter Martha Doum (einer Schwester von Bertha und Dora) fand und 1997 aus Israel nach Deutschland mitgab, eine zeithistorische Quelle von erstem Rang dar. Gerhard Paul hat Weg und Inhalt dieser Briefe, die die beiden jüdischen Schwestern Bertha und Dora 1939 bis 1941 an die Familie ihrer dritten Schwester

Martha nach Shanghai schickten, bereits in *Menora und Hakenkreuz* beschrieben.<sup>1</sup> Danach spiegelt sich in diesen Briefen eindrücklich das Schicksal der beiden Lübecker Schwestern wider, die seit 1939 als letzte Mitglieder der Familie noch in Deutschland blieben und bis zum Sommer 1941 immer verzweifelter – und letztlich vergeblich – ihre Ausreise zu erreichen suchten. Die Geschwister Bernhard und Rosa lebten mit ihren Familien zu diesem Zeitpunkt bereits in Palästina, der jüngste Bruder Efraim befand sich seit Anfang der 30er Jahre zum Talmud-Studium in Litauen, und die dritte Schwester Martha war Mitte 1939 mit dem jüngsten Sohn nach Shanghai zu ihrem Mann geflohen, nachdem dieser nach zwei Monaten im KZ Sachsenhausen Deutschland überstürzt verlassen hatte und der ältere Sohn Adolf Doum (später: Abraham Domb-Dotan) mit einem „Schüler-Zertifikat“ nach Palästina gelangt war.

In diesem weit versprengten Familiengeflecht entstand ein intensiver und regelmäßiger Briefwechsel, der für zwei Jahre dem Zusammenhalt der Familie diente. Jedoch sind, bis auf einige Ausnahmen, nur die nach Shanghai gesendeten Briefe der Schwestern Bertha und Dora erhalten; nach dem Krieg wurden sie nach Palästina mitgenommen und Jahrzehnte später nach Deutschland gegeben, wo sie nun im Archiv des Jüdischen Museums/Dr. Bamberger Haus in Rendsburg lagern.

Nach einer ersten Vorstellung durch Gerhard Paul haben sich nun die Lehrerin Heidemarie Kugler-Weimann und die Theaterregisseurin Hella Peperkorn dieses Briefkonvoluts angenommen und eine tiefeschürfende Edition daraus er-

stellt. Ergänzt durch einige weitere Poststücke aus dem Familienbesitz und durch akribische Recherchearbeit zu einer Studie ausgebaut, hat es der vorliegende Band darauf abgesehen, einen tiefen Einblick in das Schicksal und die Bewältigungsstrategien der betroffenen Menschen in der Phase unmittelbar vor der „Endlösung“ zu gewähren.

Erstmals sind hier nun auch die Briefe und Karten der beiden Schwestern vollständig abgedruckt.<sup>2</sup> Doch zunächst nähern sich die Bearbeiterinnen dem Einblick, die die überlieferten Dokumente in die kurze Lebensphase von zwei Jahren erlauben, behutsam an. Im Einleitungsteil setzen sie die individuellen und familiären Verhältnisse beider Schwestern Lexandrowitz in Beziehung, beleuchten den historischen Hintergrund und erläutern die Briefe sowie die Sammlung als Ganzes.

Im ersten Kapitel wird versucht, die unterschiedlichen Charaktere der jüngeren Schwester Dora und der älteren Bertha auf ihren verschiedenen Lebenswegen nachzuzeichnen: Brocha Liba – genannt Bertha – wurde 1905 noch in Russland geboren; sie arbeitete als beruflich kompetente und selbstbewusste Geschäftsführerin in einem Lübecker Kontor. Die jüngste Schwester Dora, bereits nach der Auswanderung der Eltern 1908 in Lübeck geboren, wurde Haushaltshilfe und Kindermädchen und scheint eine eher zurückhaltende Person gewesen zu sein. Familiensinn und Traditionsbewusstsein überbrückten jedoch alle Unterschiedlichkeiten, und auch eine ernste Religiosität muss beide innig miteinander verbunden haben. Im Sommer 1940 verließen sie Lübeck: Bertha fand Arbeit in einer Hachschara-Ein-

richtung bei Berlin und Dora zunächst bei einer jüdischen Familie in Hamburg. Somit waren sie gezwungen, ihren letzten Weg in die Vernichtung getrennt zu gehen; während Dora Ende 1941 nach Riga verschleppt wurde und vermutlich im Frühjahr 1942 dort umkam, verliert sich Berthas Spur 1942 im Warschauer Ghetto.

Nachdem die Personen und Lebenswege der beiden Briefeschreiberinnen näher vorgestellt sind, wird im darauf folgenden Kapitel das nähere wie auch das entferntere familiäre Umfeld beleuchtet. Dies dient nicht nur der Einordnung der in den Briefen erwähnten Personen, es macht zugleich deutlich, in welchem Maße unterschiedliche Strategien im Umgang mit den Zwangszuständen in NS-Deutschland bereits in einer einzigen Familie ergriffen wurden und wie diese die Familien häufig lange vor einer gewaltsamen Trennung auseinanderreißen konnten. Den Bearbeiterinnen Kugler-Weimann und Peperkorn ist es gelungen, einzelne Familienzusammenhänge der Lexandrowitz' bis zurück in das Jahr 1848 zu rekonstruieren. Sie haben zudem die unterschiedlichen Wanderungsbewegungen der Familienmitglieder aus den ärmlichen und diskriminierenden Verhältnissen Russlands offengelegt: Außer nach Deutschland (Lübeck) gelangten Angehörige früh auch in die USA; durch z. T. angeheiratete Familienmitglieder blieben aber nach wie vor Kontakte nach Russland (nach 1918/19 Polen) bestehen.

Der Lübecker Zweig der Familien Lexandrowitz jedoch hatte sich längst in der Hansestadt assimiliert und war Teil der örtlichen (jüdischen) Gemeinschaft geworden: Man heiratete inner-

halb der Lübecker Gemeinde, arbeitete in Lübecker Geschäften oder in Angestelltenverhältnissen und bewohnte eigene Häuser in der Innenstadt. Erst die nationalsozialistischen Unterdrückungsmaßnahmen zerstörten nach und nach die Lebensgrundlagen und entzogen allen Zukunftsperspektiven den Boden.

So setzt der in diesem Band editierte Briefbestand im März 1939 in dem Moment ein, als der Exodus der Lübecker Familienmitglieder in vollem Gang war, und erstreckt sich bis zum Zeitpunkt des Überfalls auf die Sowjetunion. Hier brach der Briefkontakt ab, und auch alle Hoffnungen auf eine letzte Chance zur Auswanderung für die beiden in Deutschland gebliebenen Schwestern fanden hier ihr gewaltames Ende.

In einem kurzen Ausblick gehen die Bearbeiterinnen des Briefbestandes abschließend auf das weitere Schicksal der übrigen Verwandten ein. Die vertriebenen Familienmitglieder, die überleben konnten, trafen sich alle in Palästina/Israel wieder, wo auch heute noch viele Angehörige der älteren und der nachfolgenden Generation leben und untereinander in Kontakt stehen, wie Abraham Domb-Dotan in Interviews berichtete.

In die Folge der fünf Kapitel, die der Serie der abgedruckten Briefe vorangestellt ist, wurde ein Abschnitt aufgenommen, der sich ausnahmsweise nicht vorrangig mit den individuellen Schicksalen der weit verbreiteten Mitglieder der Familie Lexandrowitz auseinandersetzt. Im dritten Kapitel *Die gescheiterte Auswanderung* gehen die Autorinnen auf die Frage ein, warum sich die Hoffnungen von Dora und Bertha Lexandrowitz auf eine Ausreisemöglichkeit trotz aller verzweifelten Bemühungen nicht

erfüllten. In knapper Darstellung geben sie auf Grundlage der entsprechenden Literatur einen abrißartigen Überblick über die ökonomischen und administrativen Schwierigkeiten und die politischen Hindernisse, die sich jüdischen Flüchtlingen aus Deutschland in den Jahren bis zum deutschen Ausreiseverbot vom 23. Oktober 1941 in den Weg stellten.

Positiv ist anzumerken, dass aus Gründen der Vollständigkeit hier der deutschen Vertreibungspolitik, die ja bis 1939/40 eine Emigration der deutschen Juden forcierte, auch die Flüchtlingspolitik der Aufnahmeländer wie beispielsweise der USA, der Briten für Palästina oder des politisch dreigeteilten Shanghai aufgeführt ist. Damit wird deutlich, wie sehr die Verstoßenen sich buchstäblich zwischen den Fronten befanden und die Befürchtungen der Zufluchtsländer ebenso wie die daraus resultierenden bürokratischen Hürden (Einreisequoten, Affidavits, Arbeitserlaubnisse, gesundheitliche Bestimmungen) eine rettende Aufnahme behinderten.

Im Fazit dieses Kapitels wird nochmals erläutert, warum die in den Briefen immer wieder erwogenen und verworfenen einzelnen Fluchtwege wie auch die in Betracht gezogenen Auswanderungshilfen keine konkreten Chancen mehr waren; die Gründe und verborgenen Machenschaften konnten die Betroffenen damals freilich kaum durchschauen.

Da der schlichte Abdruck der Briefe – trotz vorgenommener Chronologisierung und erläuternder Kommentierung – kaum ein Erkennen der Zusammenhänge ermöglicht hätte, haben Kugler-Weimann und Peperkorn die Briefsammlung und die darin enthaltenen

Aussagen im vierten Kapitel näher beschrieben. Dies war auch von daher notwendig, da den überkommenen Briefen aus dem Besitz des Neffen Abraham Domb-Dotan weitere Briefe – zum einen aus dem weiteren Familienbesitz, zum anderen solche, die sich zufällig im Schleswiger Landesarchiv anfinden – hinzugefügt wurden. Durch diese Ergänzung entstand die Chance, Vorgänge in ihren ursprünglichen Zusammenhang zu stellen. Um die Herkunft der jeweiligen Briefe erkennbar werden zu lassen, wählten die Bearbeiterinnen drei den jeweiligen Quellenorten zugeordnete Ordnungssysteme (A bis G für die Briefe im weiteren Familienbesitz, I bis 39 für die Briefe von Abraham Domb-Dotan und I bis III für die Briefe aus dem Landesarchiv Schleswig), nach denen die Briefe geordnet, benennbar und chronologisch – d. h. ineinander verschachtelt – aufgeführt sind.

Hat man das System erst einmal durchschaut, erweisen sich diese drei Konvolute als handhabbar, was für die Erläuterungen der einzelnen Briefe von Bedeutung ist. Hier nun weisen die Bearbeiterinnen darauf hin, was in den Briefen selbst nicht steht: Wer schreibt an wen welchen Brief wohin, zu welchem Zeitpunkt und zu welchem Anlass, was geschah parallel, etc. Was sich beim erstmaligen Lesen der abgedruckten Briefe als mühsam herausstellt – das ständige Zurückblättern in dieses Kapitel – ermöglicht letztlich das Erkennen der Bedeutung einzelner Erwähnungen.

Einen besonderen Fund stellen drei Briefe von Bertha Lexandrowitz dar, die „durch Zufall“ – gern hätte man erfahren, durch welchen – im Schleswiger

Landesarchiv aufgetaucht sind und durch die der Grund dafür ersichtlich wird, weshalb Dora Lexandrowitz im Juni und Juli 1940 ihren Verwandten in Shanghai alleine schreibt und lediglich berichtet, „Bertha ist momentan nicht da“, könne zzt. wegen einer Handverletzung nicht schreiben usw. Denn diese drei aufgefundenen Briefe, die ihre Bestimmungsorte übrigens nie erreichten, schrieb Bertha Lexandrowitz aus der Frauenhaftanstalt Lübeck-Lauerhof, wo sie aufgrund der Denunziation einer Nachbarin für einige Wochen einsaß. Den Verwandten gegenüber wurde dieser Umstand verschwiegen, vermutlich um keinen Grund für weitere Beunruhigung zu liefern.

Vor einer editierten Wiedergabe aller Briefe und Karten wird zum Schluss der Einführung die Bedeutung der Briefsammlung als Ganzes ins Blickfeld gerückt. Neben den Gedanken und Gefühlen, die uns in exemplarischer Weise viel über die Innenansicht beider Frauen im Angesicht der drohenden Gefahr berichten, weisen die Bearbeiterinnen darauf hin, dass es in besonderer Weise die nicht mitgeteilten Verhältnisse sind, die – richtig gelesen – vielsagend sind: Die Korrelation der Aussagen resp. „Auslassungen“ in den Briefen mit der jeweiligen Kriegssituation oder den neuen antijüdischen Maßnahmen kann somit mehr über Situation und Stimmung der Briefschreiberinnen verraten, als die Briefe auf einen ersten Blick ahnen lassen.

Den größten Teil dieser Briefedition machen mit 115 von insgesamt 175 Druckseiten die fast vollständig wiedergegebenen Briefe der Schwestern Lexandrowitz inkl. Anmerkungsteil aus.

Wie viel Mühe in die Bearbeitung geflossen ist und um wie viel Hintergrundrecherche die Bearbeiterinnen bemüht waren, wird allein durch die Zahl der über 500 Fußnoten deutlich. Dabei erleichtert es zwar das Lesen, wenn erwähnte Personen z.B. mehrmals in den Fußnoten erklärt werden oder sich die Nummerierung der Briefe im Anmerkungsteil wiederfindet. Etwas mühsam ist es dennoch, beim Lesen den linken Zeigefinger im Kapitel mit den Erläuterungen und den rechten in den Anmerkungen stecken lassen zu müssen.

Dem Staunen über die Fülle der recherchierten Details dieser Alltagspersonen, die es in ihrem Leben ja keineswegs darauf angelegt hatten, „etwas zu hinterlassen“, wie es bei Prominenten der Geschichte gewöhnlich anzutreffen ist, tut das keinerlei Abbruch. Da finden sich biografische Daten von nahen Familienmitgliedern wie von entfernten Bekannten oder Zeitgenossen, werden Zusammenhänge aus dem Handlungsablauf ebenso wie kaufmännische Fachausdrücke, jüdische Redewendungen oder jiddische Kinderlieder erklärt und zeitgenössische Markennamen (einer koscheren Margarine) wie handwerkliche Fachbegriffe (Fliege = Stickerei zur Sicherung an Falten und Schlitten) erläutert. Nur selten liest man das Zugeständnis: „... ließ sich nicht ermitteln.“

Die Edition ist ergänzt durch Verzeichnisse über Quellen, Literatur und Abbildungen, die sich anschaulich im Band verbreitet wiederfinden, und ein Personenregister. Etwas ärgerlich ist, dass die Seitenangaben im Bildnachweis und im Personenregister „verrutscht“ sind und somit das Auffinden

erschweren.

Insgesamt ist den Bearbeiterinnen Heidemarie Kugler-Weimann und Hella Peperkorn, die laut Vorwort von Gerhard Paul mit „großem Engagement und in monatelanger – unbezahlter – Arbeit“ den Spuren der beiden jüdischen Lübeckerinnen nachgingen, eine wengleich anfangs etwas schwer erschließbare, doch insgesamt höchst verdienstvolle Arbeit über die Perspektiven betroffener Menschen „von unten“ gelungen, die in dieser Art zumindest für die schleswig-holsteinische NS-Zeitgeschichte noch nicht vorlag. HistorikerInnen wie andere Interessierte erfahren hierin sehr viel über die mit hoher Empathie nachgezeichnete Innenwelt der Verfolgten.

Und an welche Zielgruppen richtet sich dieses Buch noch? Es bleibt zu hoffen, dass sich beispielsweise auch Geschichtslehrer und -lehrerinnen die Mühe machten, sich in die Materie dieses äußerlich dünnen, aber gewichtigen Buches einzuarbeiten, um es anschließend in ihrem Unterricht zu verwenden.

**Nils Hinrichsen**

„Hoffentlich klappt alles zum Guten ...“ Die Briefe der jüdischen Schwestern Bertha und Dora Lexandrowitz (1939 – 1941), bearbeitet und kommentiert von Heidemarie Kugler-Weimann und Hella Peperkorn. Neumünster: Wachholtz Verlag 2000. 175 S. (= Quellen und Studien zur Geschichte der jüdischen Bevölkerung Schleswig-Holsteins)

1. Gerhard Paul, „Es ist direkt zum Verzweifeln mit unserer Auswanderung.“ Aus den Briefen von zwei Lübecker Schwestern via Sibiria nach Shanghai (1939–1941), in: ders./Miriam Gillis-Carlebach (Hg.), *Menora und Hakenkreuz*, Neumünster 1998, S. 531-540.
2. Nur an wenigen Stellen sind nach dem Wunsch Abraham Domb-Dotans gekennzeichnete Aussagen vorgenommen worden.

## Ein Gebäude ist ein Gebäude ist ein Gebäude?!

Jörg Wollenberg hat mit *Ahrensböck. Eine Kleinstadt im Nationalsozialismus. Konzentrationslager – Zwangsarbeit – Todesmarsch* keine Gesamtdarstellung der Gemeinde Ahrensböck im Nationalsozialismus vorgelegt, sondern sich auf die im Untertitel benannten Schwerpunkte konzentriert. Er widmet knapp 60 Seiten der Geschichte des Konzentrationslagers, ca. 30 Seiten dem Thema Zwangsarbeit – dieser Aufsatz stammt von Norbert Fick – sowie 100 Seiten dem Komplex Todesmarsch und die Häftlinge des KZ-Nebenlagers Auschwitz-Fürstengrube. Hinzu kom-

men 50 Seiten mit einer Einführung zur Geschichte Ahrensböcks inkl. eines kleinen Aufsatzes von Lawrence D. Stokes.

Um es vorweg zu nehmen: Das Buch hat sowohl handwerkliche als auch inhaltliche Mängel, und ihm fehlen eine klare Gliederung/Systematik sowie ein gutes Fachlektorat. Das ist sehr ärgerlich, denn Jörg Wollenberg hat Wichtiges zusammengetragen; er konnte auf neue Quellen zurückgreifen, und was er sagt, ist unbedingt mitteilenswert. Das Grundproblem des Buches bleibt aber, dass weder Autor noch Verlag in der

Lage waren, dies alles sinnvoll zu ordnen und in eine lesenswerte Form zu bringen. Das ist bedauerlich und wird im Folgenden deshalb immer wieder zu beleuchten sein.

„Ein Rückruf in die Geschichte Ahrensböks – warum jetzt?“ überschreibt Wollenberg die ersten 27 Seiten. Er reißt darin schlaglichtartig die unterschiedlichsten Themen der Gemeindegeschichte an: u. a. den Konflikt um die Schließung der Realschule, die territoriale Zuordnung des oldenburgischen Landesteils Lübeck, das Arbeitsdienstlager des Reichsbanners, die Schließung der frühen KZ-Lager im Mai 1934, die – verdrängte – Geschichte der Juden vor Ort sowie den Umgang mit Zwangsarbeitern und die Erinnerung an die NS-Zeit nach 1945.

Das Ziel dieses für die Leserschaft mehr verwirrenden als erhellenden Vorgehens benennt Wollenberg abschließend so: „Diese wenigen Mitteilungen, Presseauschnitte, Protokolle und Briefe belegen, daß die Ahrensböker mehr von dem gewußt haben müssen, was sich in ihrer Gemeinde ereignete, wenigstens mehr, als sie heute zuzugeben und zu erinnern bereit sind.“ (S. 31). Abgesehen davon, dass Wollenberg diese plausible Behauptung der Verleugnung durch die Ahrensböker zu wenig untermauert, wirkt das Ganze wie eine Mischung aus einem zu umfangreich gewordenen Vortrags- und Vorwort-Manuskript, das sich niemand zu redigieren getraut hat.

Mit Wollenbergs „Geschichte Ahrensböks im Spiegel der Agrarmodernisierung und Industrialisierung“ sowie dem von Lawrence D. Stokes verfassten Kapitel „Der oldenburgische Lan-

desteil Lübeck als ‚Hochburg der Hitler-Bewegung‘ und als ‚Probephühne des Dritten Reiches‘ 1930–1934“ folgen dann die beiden Aufsätze, die den geschichtlichen Hintergrund für die eigentlichen Themen des Buches liefern.

Im ersten thematischen Hauptabschnitt befasst sich der Autor mit dem „Freiwilligen Arbeitsdienst“ (FAD) und beschreibt kurz dessen Entwicklung sowie die Errichtung eines entsprechenden Lagers durch das Reichsbanner in Ahrensböck-Holstendorf im Gebäude der heutigen Gedenkstätte. Wollenberg verfolgt dabei eine These, die er in einem Zwischentitel so beschreibt: „Der Freiwillige Arbeitsdienst als Experimentierfeld der Arbeitsdienstpflicht und der Zwangsarbeit, der Wehrpflicht und des KZ“, womit er auf Kontinuitäten und ideologische wie praktische Gleichheiten hinweist (S. 110ff.). Diese These belegt der Autor mit der fehlenden rechtlichen Grundlage des Lagers (dessen Existenz selbst die Behörden als illegal bezeichneten, S. 82), durch die von politischen Schutzhäftlingen des frühen KZ-Lagers Holstendorf durchgeführte Zwangsarbeit, die Übernahme der „propagierten Ideale körperlicher Arbeit“ (S. 114) sowie dem ähnlichen Lageralltag. Für Wollenberg war im FAD schon die „organisatorische und ideologische Vorbereitung von Zwangsarbeit und KZ-Tätigkeit“ angelegt (S. 114).

In diesem Sinne ist es zwar konsequent, dass der Autor auch auf aktuelle Diskussionen in der sozialpolitischen Debatte verweist und zu Recht auf die geschichtsrevisionistischen Tendenzen in der Darstellung des „erfolgreichen“ Modells FAD eingeht. Trotzdem wirkt das Ganze an dieser Stelle fehl am

Platze, was exemplarisch den grundsätzlichen Mangel des Buches und des Lektorats aufzeigt: Ein gut strukturierter Aufbau der Aufsätze wäre hier sehr hilfreich gewesen, denn dem Leser und der Leserin wird oft unvermittelt ein neues Thema gleichsam vor die Füße geworfen, mit dem man aufgrund der Überschrift des Abschnittes nicht rechnen konnte (S. 119f.). Diese Sprunghaftigkeit ist leider charakteristisch für den Schreibstil und die Gedankengänge des Autors. Doch zurück zum Buchinhalt.

Nach der Auflösung des FAD-Lagers des Reichsbanners – wobei man leider nicht erfährt, warum im von der NSDAP allein regierten Landesteil ein SPD-naher Verband überhaupt ein FAD-Lager führen konnte – wurde das Gebäude in Holstendorf ab Oktober 1933 als Konzentrationslager genutzt. Den Aufbau, die Struktur sowie die Funktion der frühen KZs in Ahrensböök stellt der Autor – trotz knapper Quellen – überzeugend dar und verweist auf die Unterschiede zu anderen frühen Lagern. Auffällig sind insbesondere die von Regierungspräsident Böhmecker angeordneten Zwangsarbeitsmaßnahmen der KZ-Häftlinge, von denen die Umlandgemeinden profitierten und diese ausdrücklich in Bürgerversammlungen einforderten (S. 82), die von Böhmecker erpressten – z. T. horrenden – „Bußzahlungen“ betuchter Häftlinge als Voraussetzung für deren Freilassung sowie die Tatsache, dass die Lagerbewachung faktisch auch eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für erwerbslose SA-Männer darstellte (S. 87).

Die darauf folgende Nutzung des Gebäudes, das lediglich von Oktober bis Dezember 1933 als KZ diente, als

Realschule überschreibt Wollenberg mit einem Zitat: „Unsere Schule war ein KZ“. Leider wird die Quelle für dieses Zitat nicht genannt, was umso ärgerlicher ist, weil es gleichzeitig als Buchtitel für den Dokumentationsband (s.u.) erhalten musste. Auf Nachfrage schrieb der Autor dazu Folgendes: „'Unsere Schule war ein KZ' ist eine Formulierung, die ich nach Gesprächen mit drei ehemaligen Schülerinnen geprägt habe, die im Dezember 1933 das in eine Realschule umgewandelte KZ-Gebäude täglich betreten. Und auch fast 60 Jahre später macht sie das immer noch nicht betroffen, wenigstens in den Gesprächen mit mir.“ (Schriftl. Mitteilung an den Rezensenten, 9. März 2002)

Neben der wiederum sehr kurzen Gebäudenutzung durch die Realschule bis Ostern 1934 wird insbesondere die Nutzung des vorherigen Realschulgebäudes in Ahrensböök thematisiert, so dass das Unterkapitel mit „Zur Umwandlung des Holstendorfer ‚Schutzhaftlagers‘ in eine Realschule“ eher unzulänglich betitelt ist. Es folgt mit „Ausländische Zivilarbeiter und Kriegsgefangene im Arbeitseinsatz in Ahrensböök 1939–1945“ der Aufsatz von Norbert Fick. Dieser stellt seine bisherigen Forschungsergebnisse vor, kann insb. den Einsatz von Zwangsarbeitern aus Osteuropa in der Landwirtschaft belegen und weist auf Kenntnislücken – vor allem über die Geschichte der Kriegsgefangenen – hin. Der Autor ordnet den Zwangsarbeitereinsatz zwar in den Gesamtkontext ein, lässt aber einen quantitativen bzw. qualitativen Vergleich vermissen. So bleibt es letztendlich offen, ob die Beschäftigungsstruktur, Unterbringung, Versorgung und Lebenssitua-

tion in und um Ahrensbök typisch war oder nicht. Unabhängig davon konstatiert Fick zurecht: „Dieses Arbeitskräftepotential hat den Alltag der Menschen mit geprägt. Es war nicht möglich einfach über diesen Tatbestand hinwegzusehen.“ (S. 155)

Der zweite Teil des Buches widmet sich dem Todesmarsch der Häftlinge des KZ-Nebenlagers Auschwitz-Fürstengrube. Damit betritt der Autor ein Terrain, das 1990 durch die Veröffentlichung von Gerhard Hoch (*Von Auschwitz nach Holstein*) zuerst erforscht und dargestellt wurde. Dass es nach dem Erscheinen von Wollenbergs Buch deshalb eine Kontroverse gegeben hat, ist auch – aber nicht nur – den strukturellen Mängeln dieser knapp 100 Seiten zuzuschreiben. Schon die Vorbemerkung zu diesem Teil macht das Problem deutlich: „In der Regel vermeiden wir eine Kommentierung und Erläuterung. Wir überlassen dem Leser das Urteil. Wie würde er sich in einer ähnlichen schwierigen Lage verhalten haben?“ (S. 161).

Meines Erachtens entzieht sich Wollenberg hier bewusst einer Kritik an seiner eigenen Position. Zum einen scheint diese zwar immer wieder durch, zum anderen legt er sie aber nicht direkt offen. Dies befördert das unnötige Entstehen von Missverständnissen und Spekulationen über die Bewertung und Meinung des Autors.

Es folgt eine 11-seitige Einführung in die Thematik des Todesmarsches, eine erste Einordnung des verantwortlichen Lagerführers und Befehlshabers auf dem Transport nach Holstein, SS-Oberscharführer Max Schmidt, und die Beschreibung eines Rettungsversuches

der sog. Ostjuden durch ebendiesen mit Hilfe des Schwedischen Roten Kreuzes. Hier fällt dann auch die eher rhetorische Frage „Aber ist er deshalb ein ‚Schindler aus Neuglasau‘, der als 23jähriges Mitglied der SS-Leibstandarte Hitlers nur mitgemacht hat, um Schlimmeres zu verhindern?“ (S. 167). Bedauerlicherweise bleibt völlig unklar, wer eine solche Behauptung aufgestellt haben könnte, und der Kontext zeigt deutlich, dass Wollenberg selbst dieser These ebenfalls nicht zustimmt. Wozu wird dann aber diese Frage überhaupt aufgeworfen? Auf Nachfrage meinte der Autor dazu: „Der Schindler-Vergleich leuchtet ein, weil die Mehrheit der Deutschen eher eine Identifikation zu NS-Tätern oder Mitläufern findet, die sich bessern und zu Wohltätern werden, als zu Opfern. Auch Schindler macht allzu lange mit, bevor dieser Nazi mit menschlichem Antlitz seine Rettungstaten begehrt. [...] Und Schmidt ist trotz seiner Rettungsaktion (Bernadotte-Unternehmen) eben noch weniger ein Schindler...“ (Schriftl. Mitteilung an den Rezensenten, 9. März 2002).

Im Gegensatz zum Autor wäre dem Rezensenten bzgl. Max Schmidt – einem SS-Täter – überhaupt nicht der Vergleich zu Schindler in den Sinn gekommen. Er fragt sich hingegen, warum Jörg Wollenberg im Buch einerseits einen Begriff aufwirft, ihn andererseits nicht einmal ansatzweise erläutert oder gar diskutiert. Es bleibt der fade Nachgeschmack einer puren Effekthascherei zurück.

Im folgenden Buchteil kommen fünf Überlebende des Todesmarsches zu Wort, wobei es sich um die Dokumentation verschiedener Quellen handelt

(Briefe, ein Interview, Aussagen direkt nach dem Krieg oder auch ein selbst verfasster literarischer Bericht). Laut Autor soll dieser Teil es der Leserschaft – einschließlich einer kurzen, eher hinderlichen als förderlichen Einführung durch Wollenberg – ermöglichen, die neun Seiten Bericht aus dem Munde Max Schmidts sowie vier Seiten Interview mit dem Autor auf ihren Wahrheitsgehalt und Schmidts Schutzbehauptungen hin zu überprüfen. Jörg Wollenberg begibt sich dabei wiederum in die pseudoneutrale Dokumentaristenposition, was angesichts einer 12-seitigen Selbstbeschreibung eines SS-Täters problematisch ist.

Abschließend kommentiert und dokumentiert der Autor noch die Sichtweise einiger verantwortlicher Männer der IG Farben, in deren Interesse und für deren Produktion das Lager Fürstengrube errichtet worden war. Mit einer „Kritik“ an der Politik der Schweden bei der Rettung von – zumeist westeuropäischen – KZ-Häftlingen im März/April 1945 (Aktion der weißen Busse) endet dieser zweite Teil (vgl. *ISHZ* 38, S. 31-49).

Faktisch ist damit dieser Teil des Buches eine Dokumentation geworden, ohne dass dies vom Layout oder der Struktur her deutlich wird. Statt immer wieder zwischen Einführungen, Kommentierungen und Einordnungen hin- und herzuspringen und sich häufig zu wiederholen, hätte Jörg Wollenberg klarer Stellung beziehen sollen und auch können. Folgt man seinen Erläuterungen zu den Quellen, dann kann er auf reichhaltigeres Material zurückgreifen, als es Gerhard Hoch möglich war (insb. aus den verschiedenen Verfahren,

die sich mit Auschwitz befassten, aber auch zum Prozess gegen den ehem. Lagerältesten von Fürstengrube oder eben auch den Zeitzeugenaussagen bis hin zum SS-Täter Max Schmidt). Ärgerlicherweise übernimmt es Wollenberg nicht, seine Sichtweise der Ereignisse aus den Quellen herauszuarbeiten und dabei auch einander widersprechende Quellen deutlich zu machen. Der Autor zieht sich so aus seiner Verantwortung als historisch Forschender zurück. Den Rezensenten beschleicht deshalb die Vermutung, dass der so hehre emanzipatorisch-pädagogische Anspruch „Bildet euch aus den Quellen eine eigene Meinung“ in Wirklichkeit dem Autor dazu dient, die eigene Meinung zurückzuhalten.

Meines Erachtens hätte es dem zweiten Teil gut getan, klar zwischen einer Art Quellendokumentation und einer einmaligen Einführung zu trennen; auf diese Weise wäre der Teil für den Leser und die Leserin ein deutlicherer Gewinn gewesen als in der publizierten Form.

Fazit: Das Buch macht den Eindruck von unredigiert hintereinanderweg geschriebenen Gedanken des Autors, die zum Teil zu wenig sortiert und systematisiert worden sind. Hier hätte ein Fachlektorat durch den Verlag erfolgen müssen. Eklatant ist dabei auch, dass niemand auf die Einheitlichkeit bei Zitaten und Fußnoten geachtet hat. So finden sich einerseits im Text ständig in Klammern Hinweise auf Literatur oder sogar Quellennachweise, andererseits erscheinen ähnliche Angaben auch in Fußnoten. Auf diese Weise wird das Wiederfinden von Belegstellen unnötig erschwert, und die Texte wirken manchmal etwas holperig. Ähnliche

Mängel hat das unvollständige Verzeichnis der archivalischen Quellen am Ende des Buches, und es wurde ebenso versäumt, die Abbildungen, Faksimiles und Fotos mit Fundort nachzuweisen. Da fallen die kleinen Fehler im Literaturverzeichnis schon nicht mehr ins Gewicht, auch wenn „*Wir brauchen das Reich*“ (statt „*Wir bauen das Reich*“) doch einen geradezu schönen Lapsus darstellt.

Ungeachtet dieser Mängel hat Jörg Wollenberg für die Geschichte Ahrensböks Wichtiges zu sagen, greift dabei auf neues Quellenmaterial zurück und illustriert das Ganze mit sehr vielen Abbildungen, was die Anschaulichkeit erhöht. Es bleibt aber leider festzustellen, dass der Verlag Edition Temmen das Buch fachlich hätte besser betreuen müssen, da es im derzeitigen Zustand nicht wirklich empfohlen werden kann, sondern dringend einer vollständigen Überarbeitung bedarf.

„*Unsere Schule war ein KZ*“ ist der eigenständige Dokumentationsband zum oben rezensierten Buch (S. 8). Dazu hat Jörg Wollenberg nach einer Vorbemerkung, die kurz die Geschichte des Gebäudes in Ahrensböck-Holstendorf beschreibt, den klassischen Aufbau einer Dokumentation gewählt. Zu Beginn jedes Kapitels werden jeweils in einer Einführung die Dokumente eingeordnet bzw. Wissenswertes zum Verständnis des Folgenden dargelegt.

In drei Hauptkapiteln geht der Autor dabei auf das Lager des „Freiwilligen Arbeitsdienstes“ (27 Seiten), das Konzentrationslager (41 Seiten) und die nachfolgende Nutzung des Gebäudes durch die Realschule ein (27 Seiten).

Abschließend finden sich auf den letzten elf Seiten Dokumente zur „Schule im ‚Dritten Reich‘“ sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Naheliegenderweise greift der Autor dabei in allen Kapiteln auf seine Texte aus *Ahrensböck. Eine Kleinstadt im Nationalsozialismus* zurück, was sich angesichts der Kritik daran als problematisch erweist (s.u.).

Im ersten Kapitel über den „Freiwilligen Arbeitsdienst und die Konflikte zwischen Reichsbanner und NSDAP“ erfolgt irritierenderweise keine Einordnung der folgenden Dokumente. Merkwürdigerweise wird lediglich auf das schon oben genannte Buch verwiesen. Das Manko einer fehlenden Einführung zeigt sich bei Durchsicht der 29 Dokumente: Es bleibt nämlich auch an dieser Stelle wie schon im vorhergehenden Buch völlig ungeklärt, warum eine nationalsozialistische Regierung das sozialdemokratische Reichsbanner mit der Errichtung eines FAD-Lagers beauftragte. Während Wollenberg die Dokumente zu diesem Themenkomplex also nicht eingehend kommentiert, folgen für das KZ Ahrensböck-Holstendorf und seinen Nachfolger 14 1/2 Textseiten (!) vor den 30 Dokumenten. Dies sprengt eindeutig den Rahmen von „einführenden Bemerkungen“ und entpuppt sich so als eigenständiger Aufsatz – im Kern wörtlich auf obige Veröffentlichung zurückgreifend – zum KZ in Ahrensböck. Negativ ist zu vermerken, dass manche Quelle dabei zwar im Text angesprochen wird, aber nicht im Dokumentationsteil auftaucht (bspw. eine Quelle zur Ermahnung der Gestapo, dass „Bußzahlungen“ von prominenten KZ-Häftlingen nicht rechtens seien, S. 51).

Während also beim Kapitel über das

FAD-Lager eine eigentliche Einführung fehlt und im Kapitel zum KZ diese sehr großen Raum einnimmt, überkam den Rezensenten beim Kapitel „Das Konzentrationslager wird Realschule“ der Eindruck, dass etwas mehr Klarheit hier Not getan hätte. Dies lag daran, dass die Nutzung des Gebäudes – nachdem es als KZ diente – eher zufällig für die Räume suchende Realschule ins Auge gefasst wurde. Zudem beschreibt der Autor auch die Nachnutzungen des ehemaligen Realschulgebäudes in Ahrensböök für andere Zwecke, so dass es manchmal schwer fällt, hier den Überblick zu behalten.

Im abschließenden Teil zur Schule im Nationalsozialismus werden noch einmal elf Dokumente aus der Region abgedruckt, wobei aber jegliche Einführung und Einordnung fehlt und das Ganze den Eindruck hinterlässt, man habe noch irgendetwas zum Thema Schule ins Buch nehmen wollen.

Angeichts der Tatsache, dass die Realschule lediglich vom 6. Dezember 1933 bis Ostern 1934 das Gebäude in Holstendorf genutzt hat, beschleicht den Rezensenten das Gefühl, mit dem letzten Kapitel solle der Buchtitel legitimiert werden. Während aber die Dokumente zum FAD-Lager und zum frühen KZ es wert sind, publiziert zu werden, steht dies bzgl. der meisten Texte über die kurze Nutzung als Realschule doch in Zweifel.

Fazit: Es überrascht nicht, dass auch dieser Band dieselben handwerklichen

und inhaltlichen Mängel aufweist wie das vorher besprochene Buch, wobei an dieser Stelle exemplarisch zwei wichtige hervorgehoben werden sollen: die Uneinheitlichkeit der Quellenbelege – was bei einer Dokumentation nicht vorkommen darf – und das Fehlen eines Abkürzungsverzeichnisses, was angesichts der ständigen Verwendung unter den Quellen unverständlich ist.

Ebenso wie dem ersten Buch fehlt es dem Dokumentationsband an einem guten Endlektorat, so dass „*Unsere Schule war ein KZ*“ zahlreiche redaktionelle und inhaltliche Schwächen aufweist (als „Fehler“ im Sinne einer Unwissenheit ist mir lediglich aufgefallen, dass der Autor für die Wahl im April 1938 vom Wahlrecht der Schutzhäftlinge ausgeht, was aber tatsächlich kurz vor der Abstimmung noch negiert wurde). Als Quellensammlung für den Unterricht in der Region ist es aber funktional und – insb. bezogen auf die Geschichte der frühen KZs – auch über die Dokumente hinaus informativ. **Frank Omland**

Jörg Wollenberg: Ahrensböök. Eine Kleinstadt im Nationalsozialismus. Konzentrationslager – Zwangsarbeit – Todesmarsch. Mit Beiträgen von Norbert Fick und Lawrence D. Stokes. Bremen: Edition Temmen 2000. 271 S. – „Unsere Schule war ein KZ“. Dokumente zu Arbeitsdienst, Konzentrationslager und Schule in Ahrensböök 1930–1945. Bremen: Edition Temmen 2001. 120 S.

## Im Granathagel

Ein im Grunde nützliches Nachschlagewerk lässt auch in zweiter Auflage zu wünschen übrig

„Es ist unmöglich und falsch, sich bei der Beschäftigung mit der für den Nationalsozialismus relevanten Dichtung auf Werke zu beschränken, die zwischen 1933 und 1945 entstanden sind“, hieß es in der Einleitung des 1993 erschienenen *Lexikons nationalsozialistischer Dichter*. Deren Verfasser Jürgen Hillesheim und Elisabeth Michael wollten damit die Berücksichtigung von Autoren wie Dietrich Eckart rechtfertigen, der als Verfasser von Sturmliedern und Hitler-Elogen für die NS-Literatur stilprägend wirkte – wiewohl er bereits 1923 gestorben war.

Doch geriet mit der expliziten Beschränkung dieses Lexikons auf ausgewiesene NS-Schriftsteller ein anderer wichtiger Punkt aus dem Blick – dass nämlich auch Autoren, die während der NS-Zeit in Deutschland veröffentlichten, ohne dabei affirmative Texte zu liefern, ebenfalls für die nationalsozialistische Kulturpolitik relevante Literatur produzierten; Bücher etwa, die als Ausweis vermeintlicher Liberalität gelten oder als Unterhaltungslektüre gelesen werden konnten.

Ganz bewusst haben daher Hans Sarkowicz und Alf Mentzer in ihrem zuerst im Jahre 2000 erschienenen und jetzt neu aufgelegten Autorenlexikon *Literatur in Nazi-Deutschland* alle Verfassergruppen miteinbezogen, die im „Dritten Reich“ mit literarischen Werken an die Öffentlichkeit traten. Die gleitende Skala reicht von Heinrich Anacker bis zu Stefan Zweig, „vom Nazi-Barden bis zum jüdischen Schrift-

steller, der seine bescheidenen Publikationsmöglichkeiten bis zum Jahre 1938 nutzte“. Erst in dieser Zusammenschau wird nach Meinung der Autoren sichtbar, „wie vielschichtig die Strömungen in einem an sich streng reglementierten Literaturbetrieb waren“.

In diesem Sinne ist das Lexikon ein nützliches, aber gerade darum verbesserungswürdiges Werk. Instruktiv ist vor allem die rund 50-seitige Einleitung, die die literarhistorische Gemengelage plastisch darstellt und auch auf das Verstummen oder Weiterwirken einzelner Autoren nach 1945 hinweist. Mit seinem 1987 erschienenen, im Literaturverzeichnis leider nicht einzeln aufgeführten Aufsatz *Die literarischen Apologeten des Dritten Reiches* hatte Sarkowicz als einer der ersten Produktion und Rezeption der vom Nationalsozialismus geförderten Autoren in der Nachkriegszeit untersucht.

Unter der sich an die Einleitung anschließenden, in der Neuausgabe von ursprünglich etwa 70 auf jetzt rund 100 Personen ausgeweiteten Auswahl von Schriftstellern finden sich zahlreiche Vertreter der norddeutschen literarischen Landschaft: Exponenten der NS-Publizistik wie Adolf Bartels und Gustav Frenssen, Mitläufer verschiedener Grade wie Hans Friedrich Blunck, Hermann Claudius oder August Hinrichs, Angehörige der „Inneren Emigration“ wie Hans Erich Nossack.

Die von den Verfassern in gebotener Kürze vorgenommenen Zuordnungen entpuppen sich zuweilen als proble-

matisch. Denn während beispielsweise Manfred Hausmann seine Beiträge zum Goebbels'schen Renommierblatt *Das Reich* um die Ohren gehauen werden, kommt etwa Hans Leip unter Hinweis auf Gedichte aus dem Jahre 1942, „die die offizielle Kriegsbegeisterung konkretisierten“, erstaunlich gut weg.

Doch war Leip noch 1941 bereit, ein einseitig positives Bild der Zeit zu zeichnen. „Nein, es geht uns nicht schlecht in Hamburg. Die Umschaltung der Überseefirmen auf die neuen Märkte im europäischen Raum ist in weitem Maße geglückt [...]. Die Werften dröhnen, und die Hafengebäude sind keineswegs zur Friedhofsruhe verurteilt, und manch gut beladener Frachter zieht an meinem Fenster zu Blankenese vorbei. Es gibt keine Arbeitslosen in Hamburg, und unsere Arbeiterschaft [...] befindet sich in zuversichtlicher Stimmung“, versicherte der Autor artig. Selbst der Kriegssituation konnte er positive Effekte abgewinnen: „Die große Zeit, die wie alle große Zeiten nicht dazu da ist, daß der einzelne glücklich sei – die große, unruhige, opferfordernde und oft übermenschliche Geduld fordernde Zeit [...] hat das Verlangen nach innerer Sammlung geweckt. [...] Vom Schrifttum aber sagt man, es gehe ihm seit der Verdunkelung gut. Nie wurde soviel gelesen wie heute.“ – Der Krieg als Vater des Lesehungers! Wo dies zu lesen steht? Im *Reich* vom 16. März 1941. Im Fall von Hans Leip ist die jüngst erschienene Biografie und Briefedition *Dichter gibt es nur im Himmel* von Rüdiger Schütt zu konsultieren.

Die Zusammenstellung sei ebenso „repräsentativ wie subjektiv“, sagen die Verfasser. D'accord. Doch hätte es zu

einem repräsentativen Gesamtbild gehört, jemandem wie Friedrich Griese, der nach 1945 aus seiner mecklenburgischen Heimat gejagt wurde, Autoren an die Seite zu stellen, die sich wie Griese im „Dritten Reich“ regimiekonform verhalten hatten, sich aber in der SBZ bzw. DDR dennoch zu arrangieren wussten: Hans Franck oder Johannes Tralow.

„Leicht hätte sich das Lexikon auf 500 und mehr Namen erweitern lassen“, schreiben Sarkowicz und Mentzer. Um so bedauerlicher, dass sie in ihrem Literaturverzeichnis gerade mal zehn Literaturgeschichten aus der NS-Zeit aufführen. Hier hätte platzsparend auf weniger bekannte Nachschlagewerke hingewiesen werden können, durch die sich weitere Schriftstellerkreise hätten erschließen lassen und die überdies für die NS-Kanonbildung höchst aufschlussreich sind: Herbert Müllenbachs *Kleine Einführung in die deutsche Dichtung der Gegenwart* und F. E. Mays *Neue Deutsche Literaturgeschichte* etwa, 1934 bzw. 1934/35 erschienen, oder das von Hermann Gerstner und Karl Schworm herausgegebene umfangreiche Überblickswerk *Deutsche Dichter unserer Zeit*, publiziert im parteieigenen Franz-Eher-Verlag.

Last but not least sind ärgerliche Fehler zu beklagen. Dass Arbeitsfrontleiter Robert Ley in der ersten Auflage noch als „Robert Lay“ auftaucht, Ludwig Finckh eine *Reise nach Tripsdrill* (statt Tripstrill) geschrieben haben und Peter Huchel in „Stauten“ (statt Stauten) gestorben sein soll, mögen Tippfehler gewesen sein (die inzwischen korrigiert wurden). Peinlich, dass jedoch der einflussreiche Literaturwissenschaftler Emil Staiger auch in der zweiten Auflage noch „Emil Steiger“ heißt.

Aus der Fülle der Sach- und Schreibfehler, die leider auch in der zweiten Auflage unkorrigiert stehengeblieben sind, seien einige herausgegriffen. Schon der erste Artikel lässt aufhorchen: Dass eine Novellenfigur von Paul Alverdes durch „Granathagel“ gegangen sein soll, suggeriert, dass im Ersten Weltkrieg mit Edelsteinen geschossen wurde. Gustav Frenssen hat nicht in einem „Hennestadt“, sondern in Hennstedt/Dithmarschen als Diakon gewirkt, die Arbeit von Stefan Busch über NS-Autoren in der Bundesrepublik ist nicht 1988, sondern exakt zehn Jahre später erschienen. Hanns Johst wirkte an den Bodenschwingschen und nicht an den „Bodenschwingschen Anstalten“, der Buchtitel *Frau Magdalene* von Josefa Berens-Totenohl muss *Frau Magdlene* lauten, Hans Friedrich Bluncks *Kampf um New-York* korrekt *Kampf um Newyork* und Wilhelm Pleyers Erzählung heißt *Bismarck durchreitet die Nacht* – nicht „durchschreitet“. Und das zweite „a“, das dem Spiegel-Autor und Max-Frisch-Biograf Volker Hage in seinen Nachnamen hineingeschrieben wurde, fehlt dafür beim „Wilhelm-Rabe-Preis der Stadt Braunschweig“.

All dies mögen Kleinigkeiten sein – sie stehen einem Lexikon jedoch nicht gut zu Gesicht, weil man so auch anderen Angaben nicht ohne Überprüfung Glauben schenken mag. Ebenso bekleidete der seinerzeit nicht einmal 50 Jahre zählende Hans Friedrich Blunck nach seinem Rücktritt von der Position des Präsidenten der Reichsschrifttumskammer im Jahre 1935 natürlich nicht das an parlamentarische Gepflogenheiten erinnernde Amt eines „Alterspräsidenten“, wie es in der alten und der neuen Ausgabe heißt. Blunck war vielmehr von Joseph Goebbels zum „Altpräsidenten“ ernannt worden, ein Ehrenamt, das er bis zum bitteren Ende 1945 beibehielt. Hier hätte nicht nur das Lektorat, sondern auch die aufmerksame Kritik rechtzeitig reagieren müssen. Und sollte der Band eine dritte Auflage erleben, wäre dies endlich auch die Gelegenheit, die völlig unleserlichen Faksimiles in der Einleitung durch bessere Reproduktionen zu ersetzen. **Kai-Uwe Scholz**

Hans Sarkowicz/Alf Mentzer: *Literatur in Nazi-Deutschland. Ein biografisches Lexikon.* Hamburg/Wien: Europa Verlag 2000, 2. erw. Aufl. 2002. 448 S.

## KPD-EmigrantInnen aus Skandinavien in der DDR

Neben dem spezifischen Interesse der norddeutschen historischen Forschung an seinen skandinavischen Nachbarn ist es ein zentraler Aspekt, dem es bei einer Rezension eines Buches über ein Stück DDR-Geschichte Beachtung zu schenken gilt: Mit der Remigration der aus Schleswig-Holstein nach Skandinavien (und anderen West-Emigrationsländern)

emigrierten Kader der KPD in die SBZ/DDR bzw. in den Weisungsbereich der SED setzte sich die Geschichte der KPD an der Wasserkante in der DDR fort.

Eine nennenswerte personelle Kontinuität in der kommunistischen Organisation hatte es über den unmittelbaren Neuanfang 1945 hinaus in Schleswig-Holstein nicht mehr gegeben. Die Bio-

grafien von Willi Grünert (vormals Kiel), Julius Jürgensen (Flensburg und Sylt), Hans Klein (Reinbek), Wilhelm Lange (Ratzeburg) und Werner Sager (Lübeck) beschreiben diesen Weg, während Alfons Heising (später Kl. Barkau) und Arthur Noack (Neumünster) diejenigen repräsentieren, die mit der KPD/SED gebrochen hatten. Zu ihren Fällen findet sich umfangreiches Material in der 1999 als Habil.-Schrift eingereichten und nun als Monografie *Skandinavische Erfahrungen erwünscht?* vorliegenden Studie von Michael Scholz, die er in den Jahren 1991 bis 1998 als Assistent der Universität Greifswald erarbeitet hat.

Das Hauptgewicht der Arbeit liegt eindeutig auf der Geschichte der RemigrantInnen in der DDR und nicht auf der Geschichte des KPD-Exils in Skandinavien. Die Arbeit versteht sich aber dem Autor zufolge sowohl als Beitrag zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit – hier im Rahmen der Exil- und Remigrationsforschung – als auch und vor allem zur Erforschung der DDR- und Kommunismusgeschichte. „In der DDR gehörte das Nachexil bis 1989 zu den Tabuthemen“, so Scholz. „Eine Aufarbeitung der unmittelbaren Nachkriegszeit mußte zwangsläufig Einblick in die Mechanismen kommunistischer Politik allgemein und besonders der Kaderpolitik erlauben. [...] Neben einer generellen Verschleierung hatte das Ganze auch einen geheimdienstlichen Hintergrund, denn kein namhafter Emigrant konnte sich je der Aufmerksamkeit fremder Geheimdienste entziehen.“ (S. 9)

Die Forschungen von Scholz zum kommunistischen Exil in Skandinavien waren bereits Gegenstand einer Besprechung (vgl. *ISHZ* 35, S. 93). An diese

Rezension, in der die Konzentration des Autors ausschließlich auf die organisationsgeschichtliche Perspektive kritisiert wurde, kann unmittelbar angeknüpft werden, da das Kapitel I („Heimkehr und Neuanfang 1945–1949“, S. 9–88) eine ausführlichere Fassung des besprochenen Aufsatzes darstellt.

Neben dem Schwerpunkt der Rückkehr und der danach ausgeübten (politischen) Funktionen werden die „Säuberungen“ bzw. Kaderüberprüfungen im II. Kapitel („Die ‚Säuberungen‘ und die Remigranten aus Skandinavien“, S. 89–184) abgehandelt. Dieses Kapitel stellt den inhaltlichen Kern des Buches dar, nämlich die Rolle von Geheim- und Nachrichtendiensten im Exil und in dessen Nachgeschichte. „Für die DDR gibt es konkrete Hinweise, wie in den 50er und 60er Jahren beim Aufbau von Spionageorganisationen und -netzen in Skandinavien auf die Unterstützung ehemaliger Emigranten zurückgegriffen wurde [...] Daneben spielte das Wissen um die Exil-Geschichte auch eine Rolle als Waffe gegen politische Gegner im Westen“ – eine These, die Scholz bereits untermauert hat (S. 10f).

Die Spurensuche nach einem Erfahrungstransfer aus der Emigration hingegen – worauf der Titel des Bandes anspielt – im III. Kapitel („Spuren und Nutzen der skandinavischen Exilerfahrungen in der SBZ/DDR“, S. 185–259) fällt sowohl hinsichtlich des Umfangs als auch der Pointierung der Arbeit ab.

Die historiografische Untersuchung des kommunistischen Exils in Skandinavien im IV. Kapitel („Konstruktion und Mythenbildung. Die Remigranten und die SED-Historiografie zum KPD-Exil“, S. 260–326) ist fraglos ein span-

nend zu lesender Abschnitt, lässt aber deutlich in der Anbindung an den Gegenstand der Arbeit zu wünschen übrig.

Im Nachwort (S. 327-332) setzt sich Scholz mit der Einbettung seiner Arbeit in die Exil-, Kommunismus- und DDR-Forschung auseinander und liefert eine Art „Abstract“ der Studie.

Dem Rezensenten hat u. a. der umfangreiche Anhang der Arbeit – darin ein Verzeichnis von über 150 Kurzbiografien (S. 348-382) sowie ein Dokumentenanhang mit der Wiedergabe zentraler Quellen (S. 333-348) – gefallen. Dankbar darf man ebenfalls für ein Personenregister sein, wenngleich die Frage erlaubt sein muss, warum nur einige, aber nicht alle Namen wissenschaftlicher AutorInnen aufgenommen wurden.

Bei einer Studie, die sich insgesamt auf neu zugängliches Material stützt, mutet die Darlegung der Quellengrundlage mit vier Seiten doch etwas knapp an. Gerade hier wäre interessant, in welcher Weise die „neuen“ Quellen auch neue Ergebnisse bedingt haben. Einzelne Aspekte dieser Fragestellung sind im Kapitel IV. angesprochen. Gleichfalls ist die Beschreibung der Untersuchungsmethode recht knapp dargelegt (S. 18-22).

Einzelne methodische Prämissen sind auch im Nachwort auszumachen. Hier ist ablesbar, dass Scholz' Arbeit mit einem politik-historischen Ansatz an die Quellen herangeht und allein von der Darstellung der rekonstruierten Zusammenhänge als neue Detail-Erkennt-

nisse lebt. Doch so intensiv der Beleg auch im Einzelfall ist – weder überraschend noch neu sind die einzelnen Befunde, sondern sie bestätigen im Kern die Ergebnisse anderer Untersuchungen zur DDR-Geschichte der letzten Jahre (was der Autor durchaus einräumt).

Zum im Anhang befindlichen Verzeichnis der Kurzbiografien (S. 348ff.) bedarf es kritischer Anmerkungen. Scholz' Studie ist aus gutem Grunde nicht quantifizierend angelegt. Im Grunde spielt es daher auch keine Rolle, ob zu dem Kreis der untersuchten Personen 150 oder etwa 168 Personen hinzugezählt werden können, wiese nicht die definitorische Bestimmung anderweitige Unschärfen auf. So nennt er für die Kriterien zur Aufnahme in die Kurzbiografien – und damit als Gegenstand seiner Untersuchung – drei bereits als solche zu kritisierende Gesichtspunkte, die ohnehin nicht durchgehalten werden: einen Aufenthalt im skandinavischen Exil länger als vier Wochen; ein Bekenntnis zur KPD bzw. zur kommunistischen Bewegung im Mai 1945; eine Tätigkeit bzw. Verbindung mit Deutschland nach 1945.

So kann es daher auch nicht verwundern, wenn seine Personenauswahl – nicht jedoch die damit erzielten Ergebnisse – Problematiken aufweist. Einige Beispiele: Es fehlt z. B. Hans Bringmann aus Lübeck, dessen Name sich nicht einmal im Personenregister findet.<sup>1</sup> Arthur Henschel, der via Polen in

1. Dieser war Mitarbeiter von Komintern-Apparaten gewesen, fraglos Kommunist, wenngleich er nach seiner Ausbildung in Moskau seit 1938 in Skandinavien mit der Legende eines SAJlers auftrat. Er wurde von der Parteileitung in Schweden fraglos als einer der ihren angesehen und hat nach seiner Remigration via Travemünde seinen ersten Einsatz als „SAJler“ in der Vereinigungskampagne zur SED in der SBZ gehabt, bevor ihn die Partei nach Lübeck, Kiel und Hamburg und nach dem KPD-Verbot in die Illegalität schickte.

die SBZ eingereist war und sofort nach Neumünster geschickt wurde, ist hingegen aufgenommen worden, obwohl er nie in der SBZ eine Tätigkeit ausgeübt hat und im Exil bereits zeitweilig von der KPD-Gruppe in Schweden abgehängt worden war. Ebenso ist dessen mit zentralen Funktionen im Widerstand betraute spätere Ehefrau Selma, geb. Jübermann, nicht erwähnt worden. Schließlich war Julius Jürgensen fraglos ein wichtiger KPD-Kader in Dänemark, jedoch nur knapp zwei Jahre bis Ende 1936, und dann über Spanien (1936–1938), den Einsatz auf Seeschiffen und in der Illegalität in Frankreich (1940–1944) ins KZ Buchenwald gekommen.

Spielt die mangelnde Plausibilität der Kriterien zur Aufstellung einer Untersuchungsgruppe – im Grunde scheut Scholz sich, eine solche zu benennen – für die Geschichte der „Säuberungen“ zunächst eine untergeordnete Rolle, so doch für das Verständnis der Remigration von KommunistInnen aus Skandinavien resp. deren Verbleib und der Vorstellung davon, welche Prozesse innerhalb der kommunistischen Emigration in Skandinavien überhaupt abgelaufen sind.

Etwas mehr Zurückhaltung scheint zudem angebracht, wenn es darum geht, die inflationären und wenig aussagekräftigen Funktionsbezeichnungen der Kader der geistergleich existierenden Legionen der KPD zu beschreiben; anzumerken wäre dies bei Wilhelm Lange, angeblich „Leiter der KPD-Arbeit in Reichswehr und Polizei in Schleswig“ (hier S. 361). Wenn man schon solche Phantasmen verwendet, sollte auch nicht unerwähnt bleiben, dass Lange Botschafter in China werden wollte

(vgl. *ISHZ* 38, S. 63ff.).

In einer eng gedrängten Aufzählung der Kapitelinhalte (Remigration, Säuberung, Wirkungsforschung, Historiografie) wird deutlich, dass die einzelnen Kapitel in sich geschlossen sind, die Gesamtdarstellung hingegen diese Geschlossenheit vermissen lässt. Scholz' Weg, sein umfangreiches Material auszubreiten (u.a. unter der erzählerischen Ausblendung des eigentlichen kommunistischen Exils in Skandinavien, dessen Geschichte nach wie vor nicht geschrieben wurde), kann nicht ganz den Eindruck abstreifen, vier einzelnen Aufsätzen zu entsprechen.

Scholz – wie auch der Rezensent selbst – kämpfte mit dem Problem, wie man das biografisch strukturierte Quellenmaterial in eine geschlossene Darstellung einbetten kann, die gerade keine Kollektivbiografie und keine Quantifizierung ist. Der Weg einer Zuordnung des Untersuchungsgegenstands zu vier Kapiteln hat seine Tücken: Das erste Kapitel leidet darunter, dass empirisch ungeklärt bleibt, was zum Verbleib in Skandinavien und was zur Remigration nach Deutschland führte – hier bleibt es bei Verallgemeinerungen, die der allein politik- und organisationsgeschichtlichen Untersuchungsmethode geschuldet sind. Im zweiten Kapitel wird die Geschichte der „Säuberungen“ erneut erzählt, und bisweilen gerät aus dem Blick, dass es um die „Säuberung“ der skandinavischen RemigrantInnen gehen sollte. Im Ergebnis kann der Autor für „seine“ RemigrantInnen nur das bestätigen, was zur Geschichte der „Säuberungen“ bis dato bekannt ist; seine Hypothesenbildung erweist sich mithin als recht kurz gegriffen.

Das vierte Kapitel zur Historiografie zum skandinavischen Exil in der DDR verfügt über keine eigene Anbindung an das historische Geschehen und hätte möglicherweise als Darlegung der Forschungslage vor der eigentlichen historischen Darstellung einen geeigneteren Platz einnehmen können.

Ein Ärgernis zum Schluss: Der Einsatz von ehemaligen Skandinavien-EmigrantInnen in der Spionage war nur durch deren vorigen Exilaufenthalt denkbar, insofern bestand hier eine wichtige Verbindung zwischen der DDR-Politik und dem Exil. Laut Scholz blieb die kommunistische Emigration, welche einen „totalitären Machtanspruch ihrer Bewegung repräsentierte“, deshalb auch nach 1945 für die ehemaligen Aufnahmeländer ein Problem.

Scholz' Schlusssatz („Dies läßt auch für die gegenwärtige Asylpolitik, in der es wiederum um politische Emigranten mit fragwürdigen Einstellungen zur Demokratie geht, bedenkliche Schlüsse zu.“) kann bestenfalls nur als ein Raunen im Walde verstanden werden. Fraglos sind nicht alle Asylsuchenden oder sonstigen EinwanderInnen AnhängerInnen demokratisch-rechtstaatlicher Gesellschaftsordnungen (und genauso wenig alle StaatsbürgerInnen der Einwanderungsgesellschaften!). Doch will uns Scholz damit sagen, dass mit heutigen

Asylsuchenden nun die Unterwanderung durch sonstige Nachrichtendienste drohe?

Vielleicht ist es nur eine Flüchtigkeit des Autors, aber auch an anderer Stelle äußert sich Scholz in dieser Richtung und spricht im Zusammenhang mit dem Nachkriegsverhältnis von DDR/BRD und Skandinavien u.a. vom „deutschen Volk“ – statt von Gesellschaft oder Staat – und deutet „[m]ögliche Lehren für die gegenwärtige Flüchtlingspolitik“ nur an.

Der Rezensent fühlt sich hier aufgefordert, die Ergebnisse der eigenen Arbeit anzusprechen, bei der sich abzeichnet, dass auf die übergroße Mehrheit aller vormaligen „undemokratischen“ EmigrantInnen – für den Fall, dass Scholz hier die KPD-EmigrantInnen meint – die skandinavischen Exilländer eine Integrations- und Prägungskraft ausübten, die aus ihnen zumeist gute DemokratInnen machte. Es scheint, als habe sich Scholz in sein Thema der Nachrichtendienste und Spionage ein wenig verrannt. **Thomas Pusch**

Michael F. Scholz: Skandinavische Erfahrungen erwünscht? Nachexil und Remigration. Die ehemaligen KPD-Emigranten in Skandinavien und ihr weiteres Schicksal in der SBZ/DDR. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2000. 415 S. (= Historische Mitteilungen: Beiheft 37).

## Zwischen Anschaulichkeit und Wissenschaftlichkeit

Den Rezensenten lässt die Lektüre von Wolfgang Mönninghoffs *Enteignung der Juden* etwas ratlos zurück. Aller Anerkennung wert ist seine Absicht, einen breiteren Leserkreis mit einem

noch immer weithin totgeschwiegenen Thema deutscher Zeitgeschichte zu konfrontieren: mit der „Arisierung“ jüdischen Vermögens – einem „der größten Besitzwechsel in der deutschen

Geschichte", an dem sich ein Großunternehmer wie Helmut Horten ebenso beteiligte wie der ganz „normale Bürger“.

Seinen – zweifachen – Zorn will Mönninghoff „produktiv machen“: Da ist einmal sein Zorn über all diejenigen, die während der NS-Zeit an der systematischen wirtschaftlichen Existenzvernichtung der Juden ohne Skrupel mitmachten und sich an den Hinterlassenschaften der ausgewanderten oder deportierten Juden bereicherten. Zum anderen ist da sein Zorn über „das Gewürge um Entschädigung [...] der wenigen Überlebenden der Hitler-Tyrannie“ – in den Anfangsjahren der Bundesrepublik ebenso wie im Zusammenhang mit der aktuellen Debatte um die Entschädigung der ehemaligen Zwangsarbeiter.

Angesichts der „Vielfalt der Formen und Phasen der Enteignung der Juden“ versucht Mönninghoff, das Thema von drei Seiten zu beleuchten: durch eine Nachzeichnung der Phasen der Judenverfolgung, durch die Darstellung der „Arisierung“ in verschiedenen Regionen sowie durch die Darstellung der „Arisierung“ in verschiedenen Branchen. Den Abschluss setzen fünf Kapitel zu Aspekten der Nachkriegszeit; sie reichen von „Befreiung und Neubeginn“ über „BRD und ‚Wiedergutmachung‘“ bis zu „Zwangsarbeit: ‚Arisierung‘ von Arbeitskraft“.

Es ist die Form der Darstellung, die ratlos macht. Schon im Vorwort versucht Mönninghoff, Kritikern den Wind aus den Segeln zu nehmen: Er sei kein Historiker, sondern Journalist, und sein Buch sei „kein wissenschaftliches Buch“. Seiner Forderung „Geschichte muß nicht nur erforscht, sondern an-

schaulich erzählt werden“ ist zuzustimmen. Nur darf das Plädoyer für Anschaulichkeit nicht als Freibrief missbraucht werden, sich über die eine oder andere Regel hinwegzusetzen, die für Historiker ebenso gelten sollte wie für Journalisten.

Dass Mönninghoff sich ausschließlich auf Sekundärliteratur beruft und auf Fußnoten verzichtet, muss per se kein Manko sein. Zu Recht verweist er auf den „journalistischen Fleiß vieler Kollegen“ und auf eine „seit Mitte der 90er Jahre erfreulich zunehmende Zahl von wissenschaftlichen Publikationen“, aber leider verzichtet er allzu häufig darauf, für die nötige Transparenz zu sorgen. Zu oft drängt sich die Frage auf, woher die Informationen stammen. Das mögliche Bedürfnis, sich an der einen oder anderen Stelle weiter kundig zu machen, verläuft aus Mangel an Quellenhinweisen im Sande. Ausdrücklich dankt er eingangs pauschal den Historikern für ihren Einsatz und ihre Findigkeit – wäre es dann nicht auch konsequent gewesen, sie an den entsprechenden Stellen im Text namentlich zu nennen? Ohne viel Aufwand hätte er sich damit von vornherein dem Vorwurf entziehen können, schlichtweg abgeschrieben zu haben.

Es werden zwar durchaus ab und an die Autoren erwähnt, doch lassen sich nicht alle in der Bibliografie wiederfinden wie z.B. Anja Heuss mit ihrer Studie zum Kunst- und Kulturraub (S. 135) oder *Das Zwölfjährige Reich* von Richard Grunberger (S. 23). Im Text als Informanten genannte Autoren wie Gerhard Botz (S. 175), Jan Philipp Reemtsma (S. 281) oder Karl-Heinz Roth (S. 143) sucht man im Literaturverzeichnis

vergeblich; bei Norbert Frei und Kurt Pritzkoileit hat man hingegen die Auswahl zwischen zwei oder drei Titeln.

Und warum versteckt Mönninghoff den von ihm gelobten Aufsatz zur Zwangsarbeit bei Flick hinter dem geheimnisvollen und Neugier weckenden Hinweis auf „das von einer jungen Historikerin verfaßte Werk ‚Vom Notstand eines Haupttäters‘“ (S. 280f.) – ohne Friederike Littmann beim Namen zu nennen und ohne 1999 – *Zeitschrift für Sozialgeschichte*, in deren erster Ausgabe 1986 der Aufsatz erschienen ist, ins Literaturverzeichnis aufzunehmen?

Auch mit dem Zitieren ist es so eine Sache. Zitate werden zusammengestrichen, jedoch ohne die zum Teil recht üppigen Auslassungen kenntlich zu machen. So geschehen u. a. bei dem sich über zwei Seiten hinziehenden Zitat aus dem Gutachten von Thomas Kuczynski über die „Entschädigungsansprüche für Zwangsarbeit im ‚Dritten Reich‘ auf der Basis der damals erzielten zusätzlichen Einnahmen und Gewinne“ (S. 274-276). Weder erfährt man etwas über die Hintergründe des Gutachtens, noch werden der genaue Titel und der Erscheinungs-ort im Literaturverzeichnis verraten.

Regelrecht ärgerlich ist es allerdings, wenn die Quelle vollständig verschwiegen wird. Nirgendwo Erwähnung findet z. B. das Manuskript zu der Fernseh-Dokumentation von Dagnar Christmann und Thomas Rautenberg *Das braune Band der Sympathie*, aus dem Mönninghoff im Zusammenhang mit den Machenschaften der Dresdner Bank absatzweise nahezu wortwörtlich zitiert (S. 47-49, 73-74, 123-124).

Nur wenig anders sieht es bei der Auswertung der *Deutschland-Berichte*

der SPD aus. Die so genannten *Sopade-Berichte* werden mehrmals als grundlegende Quelle herangezogen, so in den Kapiteln „Hetze und Verfolgung“ und „1936: eine trügerische Pause“ (S. 56-69). Nur mit Mühe ist herauszufinden, ob es sich um ein Zitat handelt, und wenn ja, wann es endet; Veränderungen in der ursprünglichen Reihenfolge der Absätze werden ebenso wenig kenntlich gemacht wie die oft absatzlangen Auslassungen.

Schließlich sei die Frage erlaubt, ob es überhaupt eine gute Idee war, ein neun Seiten langes Kapitel wie „Der ‚Anschluß‘ Österreichs“ (S. 166-175) zu mehr als 50 Prozent aus Versatzstücken des *Sopade-Berichts* vom Juli 1938 zusammenzustellen, ohne den Bericht eindeutig als zeitgenössische Quelle einzuordnen und in seinem Aussagegewicht zu hinterfragen. Der Autor drückt sich um diese Frage herum, indem er den Bericht als Quelle für das Österreich-Kapitel nirgendwo erwähnt.

Auch bei dem Kapitel „Die Affäre Auerbach“ (S. 247-251) wäre es nur recht und billig gewesen, hätte Mönninghoff an dieser Stelle – und nicht erst in einem späteren und anderen Zusammenhang (S. 256) – auf Christian Pross und sein Buch *Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer* verwiesen. Fast wortgetreu wird hier Pross' Kapitel „Die Affaire Auerbach“ übernommen. Auch bei der Darstellung des Falles von Ernst Féaux de la Croix (S. 263f.) wird auf Pross zurückgegriffen, ohne ihn zu nennen. Dieser Mangel an seriösem Arbeiten wird auch nicht dadurch wettgemacht, dass Pross' Buch im Literaturverzeichnis auftaucht.

Gerade wenn der Blick auf eine Le-

serschaft gerichtet ist, die um „wissenschaftliche“ Arbeiten eher einen Bogen macht und sich ganz bewusst für eine anschauliche und sich populär gebende Publikation entscheidet, wären Autor und Verlag gut beraten gewesen, exakt die Quellen zu nennen und die eine oder andere Erklärung einzufügen – sei es nun bei Begriffen, die sich nicht aus sich selbst erklären, wie „Julisturm der stillen Reserven“ (S. 98) und „Judenkennner“ (S. 63) oder bei Abkürzungen. Da hilft nur der Griff zu weiterführender Literatur, will man sich nicht auf Spekulationen verlassen, um zu erfahren, was es z. B. mit URO (S. 261), SMAD (S. 237), O.M.G.U.S (S. 211) genau auf sich hat. Und auch ein Kürzel wie VVN (S. 268) gehört heute nicht mehr unbedingt zum Wortschatz.

Schade ist noch eines: In seinen einleitenden Bemerkungen stellt Mönninghoff völlig zu Recht fest: „Besonders erschreckend ist die Tatsache, daß sich ganz normale Bürger massenhaft über

die Hinterlassenschaft ihrer vertriebenen jüdischen Nachbarn hermachten.“ (S. 9f.) Leider findet man im Text nur wenige Belege für diese Art der Bereicherung an der Basis, wie der Autor sie in seiner Fernseh-Dokumentation *Raubzug am Neuen Wall* (erstgesendet am 20. Dezember 2000 auf N3) weitaus eindringlicher geschildert hat.

Ein ergänzendes Orts-, Namens- und Firmenregister, ein Literaturverzeichnis, das alle im Buch angeführten Titel auflistet, eine Auflösung der Abkürzungen und vor allem eine exakte Nennung der Belegstellen (ohne sich dabei gleich langatmiger Fußnoten bedienen zu müssen) hätten der Anschaulichkeit keinen Abbruch getan, wohl aber zur Solidität beigetragen.

**Marlis Buchholz**

Wolfgang Mönninghoff: *Enteignung der Juden. Wunder der Wirtschaft – Erbe der Deutschen.* Hamburg/Wien: Europa-Verlag 2001. 304 S.

## Geschichte als Comic

„Als die Künstlerin Elke Steiner sich um ein Stipendium im Jüdischen Museum Rendsburg bewarb, konnte sie sofort mit ihrem Projekt überzeugen: die Darstellung der Geschichte einer jüdischen Kleinstadtgemeinde am Beispiel Rendsburgs mit den Mitteln des Comics“, schreibt Frauke Dettmer – die Leiterin des Museums – im Vorwort (S. 5). Damit zeigte sich das Museum offen für ein ungewöhnliches und mutiges Unterfangen, da die Kunstrichtung Comic in Deutschland häufig genug als Kinderkram abgewertet oder einseitig

mit dem z. T. Gewalt verherrlichenden und sexistischen Superhelden-Genre gleichgesetzt wird.

Trotz des Erfolgs von Art Spiegelmans *Maus* finden sich innerhalb Deutschlands nur wenige Darstellungen der ernsthafteren und geschichtlich „belasteteren“ Themen wie Judenverfolgung oder Nationalsozialismus im Comic. Meines Erachtens liegt es an der Angst, „unangemessen“ mit diesen Themen umzugehen oder sich Kritik durch Zeichenstil oder auch die notwendigen Verkürzungen einzuhandeln.

Während in den Nachbarländern mit *Der „Boche“*, *Der Schrei nach Leben* oder auch der fünfteiligen Serie zur Besatzungszeit Dänemarks (Hessendahl/Roland/Rehr: *Zeit der Abrechnung*) z. T. beachtenswerte Geschichten vorliegen, wurden in Deutschland mit Friedemann Bedürfigs und Dieter Kalenbachs *Hitler-Biografie* und Walter Moers' *Adolf* gleich zwei Extreme publiziert. Erstere ist viel zu sehr auf Geschichtsvermittlung ausgerichtet, als dass sie als Comic zu überzeugen weiß, Letztere ist als Persiflage fast durchgehend eher langweilig als witzig und damit schlichtweg überflüssig. Dass es auch anders geht, hat die Hamburgerin Isabel Kreitz bewiesen, die in *Totenstill* die Elbufer-Bebauungspläne Konstanty Gutschows aus den 30er Jahren als Hintergrund für eine fiktive Mordgeschichte in den 90er Jahren in Hamburg nutzt.

Um so positiver finde ich es, dass Elke Steiner – mittels einer „aufwendigen Kratztechnik“ (S. 5) – die Geschichte der jüdischen Gemeinde Rendsburg nachgezeichnet hat. Da es an Quellen fehlte, erfand sie dafür die Familie Salomon-Levi, die die Leserschaft ab der ersten Ansiedlung im dänischen Rendsburg 1695 bis in die 1920er Jahre begleiten kann. Anschließend griff sie bei der Darstellung der NS-Zeit auf historisch belegbare Einzelschicksale zurück, was dazu führt, dass die Levis nicht mehr präsent sind. Einzig der Satz „Damit ist auch die Geschichte der 1699 nach Rendsburg eingewanderten Familie Salomon-Levi zuende“ spielt kurz auf ihr fiktives Schicksal – die Ermordung durch die Nazis – an (S. 47).

Ansonsten führt Elke Steiner ihre

Leserschaft durch die Geschichte der Gemeinde, indem sie die Familie Salomon-Levi immer wieder als Bindeglied bzw. als Beteiligte und ZeitzeugInnen in Szene setzt: so bspw. bei der erfolgreichen Auseinandersetzung um die Handelsfreiheit der zugezogenen Juden (ca. 1699, S. 13), den Einschränkungen derselben nach einem verlorenen Prozess (1733, S. 17) oder auch beim Feiern einer überlieferten Goldenen Hochzeit (1847, S. 27). Auch die innerjüdischen Konflikte um die Rendsburger Rabbiner (um 1900 ? – Datum unklar, S. 28ff.) werden dabei nicht verschwiegen, sondern im Gegenteil über mehrere Panels in Szene gesetzt.

Rhetorisch und auch zeichnerisch stärker sind die darauf folgenden Seiten, bei denen bspw. Friedrich Levi mit einem Freund den jüdischen Friedhof besucht und dabei konstatiert: „Ich habe nie viel mit der Gemeinde und den Vereinen zu tun gehabt“ (S. 35). Da Friedrich zudem seinen Umzug nach Altona vollzieht und zum letzten Mal mit seiner Familie die Rendsburger Synagoge besucht, wird hierdurch der langsame Niedergang der Gemeinde offenkundig (S. 37). Das Panel zum jüdischen Friedhof und insbesondere die Detailansicht gehören dabei zeichnerisch wegen der eingefangenen Stimmung zu den Höhepunkten der Geschichte (S. 39, vgl. Abb. S. 144).

Mit 14 Seiten nimmt sich Elke Steiner für den Nationalsozialismus am meisten Raum und stellt den Boykott am 1. April 1933, die Angst der Gemeindemitglieder und das Novemberpogrom dar. Etwas irritierend ist, dass Panels zu den „im Oktober 1938 nach Polen verschleppten Juden polnischer



Staatsangehörigkeit", die nach Rendsburg zurückkehren, folgen. Da die Zeitangabe fehlt, stolpert man leicht hierüber, und es bleiben Fragen bzgl. der Chronologie offen.

Der erzwungene Verkauf der Synagoge (S. 47) und die Selbsttötungen von Ernst Bamberger sowie der Familie Magnus beenden nicht nur symbolisch die Geschichte der jüdischen Gemeinde. Elke Steiners diesbezügliche Bildsprache mündet in einer völlig schwarzen Seite, auf die eine grafikähnliche Zeichnung zur Mitgliederstärke der jüdischen Gemeinde im Laufe der Jahrhunderte folgt, wobei leider konkrete Zahlenangaben fehlen. Der Erinnerung an die ermordeten Rendsburger Jüdinnen und Juden gilt die vorletzte Zeichnung, während die abschließende Seite zur heutigen Nutzung der ehemaligen Synagoge als Museum und Veranstaltungsort den Comic beendet. Ein Glossar, Zitatnachweise und eine Literaturliste heben den geschichtlich fundierten Hintergrund der Zeichnungen hervor.

Der Comic von Elke Steiner ist ereignisgeschichtlich angelegt, so dass die Motive der handelnden Personen nicht immer offen zu Tage treten bzw. nur indirekt erschlossen werden können. Dies ist gewiss der Tatsache geschuldet, dass die Autorin knapp 350 Jahre Geschichte auf 48 Seiten zusammenfassen musste, wobei sie sich zur Aufgabe machte, die wichtigsten durch Quellen belegten Ereignisse wiederzugeben. Das wirkt mitunter etwas patchworkartig und hemmt erzählerisch immer wieder den Lesefluss.

Gleichfalls bedauerlich ist, dass gerade auf den ersten 10–15 Seiten die

dargestellten Männer und Frauen sich doch zu ähnlich sehen und erst im Laufe der Zeichnungen und dargestellten Zeit individuellere Charaktere auszumachen sind. Das liegt meines Erachtens auch an der gewählten Zeichentechnik, die dazu führt, dass Elke Steiner in den größeren Panels deutlich mehr überzeugen kann als in den kleineren, wo Unterschiede schwerer erkennbar sind.

Über die künstlerische Darstellung des Endes der Gemeinde im Nationalsozialismus durch eine schwarze Seite lässt sich trefflich streiten. Einerseits ist es naheliegend, eine Nicht-Darstellung zu wählen, andererseits wird es daneben noch weitere künstlerische Wege geben, ohne die konkrete Darstellung wie bei Spiegelmanns *Maus* (Band II, S. 39ff.) oder Bedürftig/Kalenbachs *Hitler* (S. 172ff.) zu kopieren; doch wäre dies vielleicht ein eigenständiges Projekt.

„Es gibt in Rendsburg also eine lange Tradition des weitgehend friedlichen Zusammenlebens der beiden Religionen. Daneben gibt es sicher auch hier vor 1933 latenten Antisemitismus, aber keinen aggressiven [...]. Dennoch verläuft in Rendsburg die Geschichte ab 1933 wie überall in Deutschland. Das ist das eigentlich Verstörende, das nach der Lektüre zurückbleibt“, behauptet Frauke Dettmer in ihrem Vorwort (S. 5). Für mich trifft dies nach der Lektüre des Comics von Elke Steiner nicht zu, da diese den Kontakt zwischen christlicher Mehrheitsgesellschaft und jüdischer Minderheit nur wenig darstellt; meines Erachtens können die Leserinnen und Leser kein Gefühl für das tatsächliche Zusammen- und Nebeneinanderleben der beiden entwickeln, so dass die eintretenden Veränderungen auch

nicht verstören können.

Mir ist vielmehr im Gedächtnis haften geblieben, dass die jüdische Gemeinde schon vor dem Nationalsozialismus nur noch aus wenigen Personen bestand und ihre Blütezeit hinter sich hatte. Vielleicht bleibt deshalb eher ein Gefühl dafür, dass die Nationalsozialisten jeden Juden und jede Jüdin verfolgten, und seien es die wenigen in einer schleswig-holsteinischen Kleinstadt.

Elke Steiners Comic ist zuerst im April 2000 erschienen – worauf sich in der aktuellen Ausgabe kein Hinweis findet – und kam nun preisgünstiger in der Edition Panel heraus, die mir unverständlicherweise einen Bastelbogen des Dr.-Bamberger-Hauses dazulegte. Damit ist unklar, wen Verlag und Autorin

mit dem Album eigentlich altersmäßig ansprechen wollen. Ob die Kinder, die mit Bastelbögen zu locken sind, wirklich etwas mit dem Zeichenstil und dem Inhalt des Comics anfangen können, möchte ich zumindest anzweifeln. Doch vielleicht widerspricht mir hier auch die Praxis in Rendsburg.

Meines Wissens ist Elke Steiners Comic der bisher einzige, der sich in Deutschland explizit nur mit der jüdischen (Lokal-)Geschichte befasst, und wird hoffentlich NachahmerInnen finden.

**Frank Omland**

Elke Steiner: Rendsburg Prinzessinstrasse. Die Geschichte einer jüdischen Kleinstadtgemeinde. Bremen: Edition Panel 2001. 57 S.

Gillon/Cothia: *Der Schrei nach Leben*. Nach dem Roman von Martin Gray/Max Gallon. Hamburg: Comicplus+ 1988.

Art Spiegelman: *Maus. Die Geschichte eines Überlebenden*. Reinbek: Rowohlt-Verlag 1989. Zwei Bände, 160 u. 136 S.

Friedemann Bedürftig/Dieter Kalenbach: *Hitler*. Hamburg: Carlsen-Verlag 1989. 208 S.

Morten Hessendahl/Niels Roland/Henrik Rohr: *Die Zeit der Abrechnung*. Hamburg: Carlsen-Verlag 1991. 5 Bände, je 48 S.

Daniel Bardet/Martin & Alexandre Stalner: *Der „Boche“*. Hamburg: Comicplus+ 1992.

Isabel Kreitz: *Totenstill*. Hamburg: Zwerchfell-Verlag 1997. 46 S.

Walter Moers: *Adolf*. Frankfurt am Main: Eichborn-Verlag 1998. Ohne Seitenzahlen.